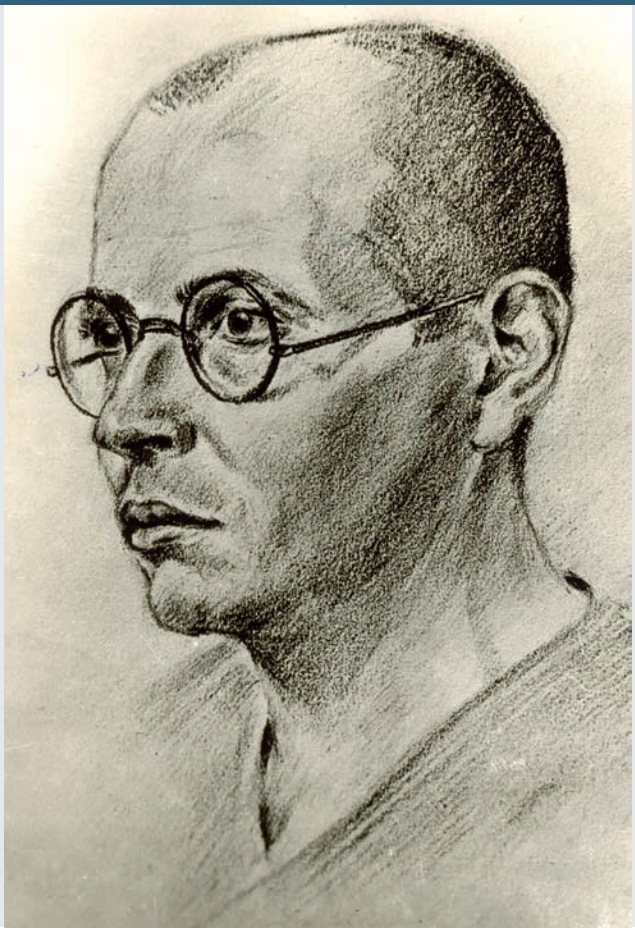


Gedenken zum 9. November

SEID NÜCHTERN UND WACHT

1 Petr 5,8

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Inhalt

4 **Editorial**
Jutta Weduwen

6 **Geleitwort**
Dagmar Mensink

8 **#HeuteVor90Jahren. Digitales Erinnern an die NS-Machtetablierung**

I. ANSTÖSSE AUS DER BIBLISCHEN TRADITION

12 Predigtmeditation
Die Gräuel der Verwüstung und das Kommen des Menschensohnes
Anke Wolff-Steger

17 Predigt zum 9. November 2023
Seid nüchtern und wacht
Katrin Großmann

21 Liturgie
Nie wieder wegsehen
Esther Auer

II. ASF-FREIWILLIGE BERICHTEN

28 **»Wären wir einer Meinung, gäbe es ja nichts zu diskutieren«**
Charlotte Kaiser und Dana Kaczérová

30 **»Kan du bli med meg?«**
Natalie Evers

33 **Die Großvater-Frage**
Maia Helene Fiedler

III. ZEITGESCHICHTLICHE UND POLITISCHE BEZÜGE

38 **Die Etablierung des Terrors: Frühe Konzentrationslager im Nationalsozialismus**
Nicola Wenge

46 **Frage nach, wo immer du Unrecht begegnest**
Hannah Arendt

47 **Meine Begegnung mit Hannah Arendt**
Hans-Peter Dürr

IV. LITERATUR

49 **Literaturempfehlungen**
Helmut Ruppel

54 **Kollektenbitte**
55 **Impressum**

Zum Titelbild: Der Anwalt und NS-Gegner Hans Litten. Zeichnung eines Mitgefangenen aus dem KZ Lichtenburg, Prettin (Sachsen-Anhalt), ca. 1934. Mehr über Hans Litten: S. 52/53.

Diese und frühere Ausgaben der ASF-Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchengemeinden und Pfarrer*innen auch unter www.asf-ev.de/veroeffentlichungen.
Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de; +49 30 28395-184.

Editorial

Jutta Weduwen

Liebe Leser*innen,

mit diesem Heft laden wir Sie ein, am 9. November 2023 in Ihren Gemeinden der Opfer der Novemberpogrome 1938 zu gedenken und an die zerstörerischen Verbrechen gegen die jüdischen Nachbar*innen vor 85 Jahren zu erinnern.

Wir lenken den Blick auch auf das Versagen der Kirchen und Gemeinden, die sich der antisemitischen Hetze zu wenig widersetzt haben oder gar diese selbst propagiert haben. Zugleich müssen wir wach bleiben und dürfen nicht die Augen verschließen angesichts der aktuellen Angriffe auf unsere Demokratie und der heutigen Anfeindungen und Gewalt gegen Jüdinnen*Juden.

Die Pogrome 1938 waren eine Stufe in der Gewalteskalation der Nationalsozialist*innen, die bereits vor 90 Jahren, direkt nach der politischen Machtübergabe durch die nationalkonservative Regierungskoalition, begann. Die Nationalsozialist*innen etablierten in den folgenden Jahren den Terror als »gläsernes Verbrechen« in aller Öffentlichkeit, wie Nicola Wenge in ihrem Beitrag über die frühen Konzentrationslager schreibt. Massenverhaftungen und die Errichtung der ersten KZ fanden in aller Öffentlichkeit statt. Auch die rechtliche Ausgrenzung von Jüdinnen*Juden setzte direkt nach der Machtübernahme ein. Die wachsende Welle an Gewalt und Unrecht wurde befördert durch eine verbreitete Ignoranz, vielfach stieß sie sogar auf Akzeptanz und Beteiligung aus der Mitte der Gesellschaft.

Davon zeugen auch die verschiedenen Biografien und Ereignisse, die wir Ihnen und euch unter #HeuteVor90Jahren vorstellen. Sie ziehen sich durch dieses Heft, wie sich die Übergriffe der Nazis, aber auch Akte des Widerstandes verschiedener Gruppen und Menschen durch das Jahr 1933 und die folgenden Jahre zogen. Beispielhaft dafür steht Hans Litten, der als Anwalt in der Weimarer Republik wach und nüchtern, mutig und klug den Nazis die Stirn bot und dafür nach langer KZ-Haft nach schwerer Folter in den Suizid getrieben wurde. Die Zeichnung eines Mitgefangenen auf dem Titelbild dieser Predigthilfe zeugt davon. Ein Bündnis aus Gedenkstätten hat diese Reihe entwickelt und präsentiert sie in diesem Jahr über Social Media. Vielleicht ergibt es sich ja, darauf im Gottesdienst oder in der Jugendarbeit einzugehen – gerne ergänzt um lokale Ereignisse.

Ich danke den Autor*innen dieser ökumenischen Predigthilfe sehr herzlich für ihre Beiträge aus evangelischer und katholischer Perspektive. Dagmar Mensink ordnet in

ihrem Geleitwort das Gedenken zum diesjährigen 9. November aktuell-politisch ein. Für die Gestaltung eines Abendgottesdienstes oder einer Gemeindeandacht steuert Esther Auer eine Liturgie bei. Katrin Großmann ruft uns im Nachdenken über 1 Petr 5,8–9 zur solidarischen Wachsamkeit auf, denn nüchtern und wachsam allein auf die eigene Situation zu schauen würde zur »fatalen Strategie«, wenn in der Sorge um die eigenen Privilegien die Situation der eigentlich bedrohten Minderheiten aus dem Blick gerät. Anke Wolff-Steger meditiert über den Predigttext Mt 24,13–27 und spürt der messianischen Hoffnung auf eine Zeit nach, in der die Verfolgten und Entrechteten wieder einen Platz zum Leben haben werden. Dieses Hoffen und messianische Denken als jüdisches Erbe sei keine Erfindung des Christentums und habe nichts gemein mit den verführerischen Versprechen der falschen Prophet*innen, die Sieg und Heil versprechen, aber Zerstörung und Tod bringen.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste will junge Menschen zum kritischen Erinnern und zum engagierten Handeln ermutigen. Der selbstkritische Blick auf die eigene Herkunft und Familie gehört dazu, um handlungsfähig zu werden und besagten »Anfängen zu wehren«. Maia Helene Fiedler berichtet aus ihrem Freiwilligendienst bei Project Ezra und über ihre herzlichen Begegnungen mit jüdischen Senior*innen in New York City, die sie »definitiv nicht selbstverständlich« mit offenen Armen empfangen haben. In ihrem Bericht stellt sie auch die »Großvater-Frage«. Natalie Evers im Jüdischen Altersheim in Oslo erzählt auf berührende Weise über ihren beschwerlichen Gang zu zwei Stolpersteinen in Oslo. Wir sind dankbar, dass unsere Freiwilligen diese Erfahrungen und Erkenntnisse machen durften und mit uns teilen.

Ein herzlicher Dank geht an Helmut Ruppel für seine Literaturempfehlungen in diesem Heft sowie an unser ehrenamtliches Redaktionsteam mit Gabriele Scherle, Angelika Obert, Matthias Loerbroks und Marie Hecke.

Ihnen, liebe Leser*innen, danke ich für Ihr Interesse und Ihre Verbundenheit. Wie Katrin Großmann schreibt: »Es liegt an uns, nüchtern zu benennen, dass jüdische Menschen in unserem Land heute nicht sicher leben können. Es liegt an uns, wachsam zu sein, wo alte antisemitische Stereotype in neuem Gewand daherkommen und vermeintlich einfache Antworten auf komplexe Fragen versprechen. Es liegt an uns, solidarisch einzutreten, wo die Rechte von religiösen und anderen Minderheiten und marginalisierten Gruppen in unserem Land beschnitten und infrage gestellt werden, und Widerstand zu leisten mit einem klaren ›Nein‹ zu Antisemitismus und gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit.«

Herzlich, Ihre Jutta Weduwen
Geschäftsführerin

Geleitwort

Dagmar Mensink

Wären im Sommer 2023 Landtagswahlen gewesen, so hätten die Wähler*innen in Thüringen mit großem Abstand die AfD zur stärksten Partei gemacht. So legen es jedenfalls aktuelle Umfragen nahe. Ähnlich sieht es in Brandenburg aus. In Hessen lagen AfD und SPD im Juli 2023 kurzzeitig fast gleichauf. Und der ARD-Deutschland-Trend attestierte der AfD im August mit 21 Prozent einen neuen Höchststand. Eine erhebliche Zahl der Wähler*innen in Deutschland stört es offenbar nicht, ihre Stimme einer Partei zu geben, die in weiten Teilen rechtsextrem ist, vom Verfassungsschutz als Verdachtsfall eingestuft wird, Deutschland aus der NATO und EU führen will, gegen Migrant*innen und Muslim*innen hetzt und LGBTIQ* gleiche Rechte verweigert. Das Erschrecken darüber bleibt verhalten.

Geschichte wiederholt sich nicht. Aber man kann an 1933 und dem 9. November 1938 ablesen, wie schnell eine Demokratie in eine Diktatur umschlagen kann, wenn ihre Feind*innen sie untergraben. Dabei war die Etablierung des NS-Terrors ein »gläsernes Verbrechen«, wie Nicola Wenge im Blick auf die ersten Konzentrationslager nachzeichnet.

Wer heute »Nie wieder!« sagt, muss mit Bertolt Brecht hinzufügen: »Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch.« Der NSU, Halle, Hanau, der Mord an Walter Lübcke sind offenkundig die mörderischen Spitzen eines Eisbergs von autoritären Wünschen, Ressentiments und nationalistischem Hass, der längst in der Mitte der Gesellschaft Platz greift.

Das Gebot des Erinnerns an die Shoah gerät nicht nur durch die politische Entwicklung unter Druck. Die deutsche Erinnerungspolitik – und damit auch die kirchliche Erinnerungspraxis – sieht sich zunehmend dem Vorwurf ausgesetzt, den Blick auf andere Verbrechen gegen die Menschlichkeit wie die Kolonialverbrechen zu versperren. Wie unerbittlich und feindselig die Debatte geführt wird, zeigte sich im Streit über antisemitische Kunst auf der *documenta 15* in Kassel. Auch wenn inzwischen eine bedenkenswerte Expertise zu den Vorwürfen vorliegt – die gesellschaftliche Bearbeitung steht noch aus und die Verletzungen insbesondere auf jüdischer Seite wirken weiter.

Wichtig für eine gelingende Erinnerungspolitik ist auch, dem zeitlichen Abstand Rechnung zu tragen, die Menschen heute in den Blick zu nehmen. »Es entsteht eine neue Generation an Menschen, die mit dem Erbe des Holocaust aufwächst, aber nur in wenigen Fällen einen direkten persönlichen Bezug zu Täter*innen in der eigenen

Familie hat. Das verändert unseren Umgang mit diesem Erbe«, schreibt Maia Helene Fiedler in ihrem Bericht.

Muss vor dem Hintergrund all dessen eine kirchliche Predigt zum 9. November nicht unweigerlich zu einem trotzigen Beharren auf einem moralischen Imperativ geraten, im schlechten Fall sogar zu einem Gedächtnistheater, das vor allem der Vergewisserung dient, auf der richtigen Seite zu stehen?

Entschieden nein! Viele gewohnte Worte mögen nicht mehr tragen, gewiss müssen wir auch in der kirchlichen Erinnerung die Perspektiven erweitern. Doch die Aufgabe bleibt: NS-Erinnerung ist der öffentliche Einspruch gegen das Kalkül der Nazis, das Gedächtnis an die Opfer auszulöschen. Sie ist die Aufforderung, sich der eigenen Familiengeschichte zu stellen und die langen Schatten der Shoah bis in die Gegenwart hinein anzuerkennen. Und sie ist ein klares Nein gegen alles Wegschauen, gegen zunehmende antisemitische und rassistische Gewalt heute und gegen die Beschwichtigungen, es werde mit der AfD schon alles nicht so schlimm kommen.

Diese Botschaften können und sollten Christ*innen selbstbewusst und überzeugend vertreten. Aber wie?

»Seid nüchtern und wachet!«, mahnt der Predigttext. Einen nüchternen Kontrapunkt zu setzen in einer hypernervösen Zeit, in der jede Nachricht erregt verbreitet und erbarmungslos kommentiert wird, ist unglaublich schwer. Und was heißt, wachsam zu sein? Wie können wir überhaupt Empathie für das Leiden so vieler entwickeln: der Menschen in der Ukraine, der Erdbebenopfer in der Türkei, der Frauen in Afghanistan und dem Irak, der Flüchtlinge auf dem Mittelmeer …?

Die Aufforderung zu Nüchternheit und Wachsamkeit richtet sich an eine Gemeinde. Das muss niemand alleine leisten. Und so ist es gut, dass wir am 9. November gemeinschaftlich der Opfer des Nationalsozialismus und des Versagens weiter Teile der Kirchen gedenken. Gemeinsam können wir uns auch in der biblischen Hoffnung bestärken, dass Unrecht und Leid am Ende nicht das letzte Wort haben werden. Zu beidem laden die Stimmen dieser Predigthilfe ein.

Dagmar Mensink ist Mitglied des ASF-Kuratoriums. Sie ist katholische Theologin, koordiniert in der Staatskanzlei in Mainz religionspolitische Grundsatzfragen und ist Co-Vorsitzende des Gesprächskreises »Juden und Christen« beim *Zentralkomitee der deutschen Katholiken* (ZdK).

#HEUTEVOR90JAHREN

Digitales Erinnern an die NS-Machtetablierung vor Ort im Jahr 1933

Das Jahr 2023 ist für Deutschland ein besonderes Jahr, denn vor 90 Jahren begann auch mit der Einrichtung der frühen Konzentrationslager der nationalsozialistische Terror. Unter dem Hashtag #HeuteVor90Jahren hat die bundesweite Arbeitsgemeinschaft »Gedenkstätten an Orten früher Konzentrationslager« am 30. Januar eine Instagram-Kampagne begonnen, deren einzelne Beiträge auf den Tag genau Licht auf die Ereignisse des Jahres 1933 werfen.

Die Beiträge zeigen die Schritte der nationalsozialistischen Machtetablierung und Unterdrückung anhand der Geschichte der jeweiligen Orte auf und lassen die Bedeutung und Auswirkungen überregionaler Ereignisse konkret werden. Dieses Kalendarium zeigt auf, welche Mechanismen und Ereignisse bereits 1933 den Grundstein zum nationalsozialistischen System legten und dass der Terror nicht erst mit Auschwitz begann. Es erinnert an Verfolgte und ihre Geschichten und betrachtet ebenso Biografien von Täter*innen. Zugleich wird damit die von der AG erstellte Wanderausstellung »Auftakt des Terrors. Frühe Konzentrationslager im Nationalsozialismus« begleitet, die am 28. Februar 2023 erstmals eröffnet wurde.

Mehr Informationen: www.gedenkstaettenforum.de/aktivitaeten/auftakt-des-terrors-fruehe-konzentrationslager-im-nationalsozialismus

83

Reichsgesetzblatt

Teil I

1933 | Ausgegeben zu Berlin, den 28. Februar 1933 | Nr. 17

Inhalt: Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat. Vom 28. Februar 1933..... S. 83

Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat. Vom 28. Februar 1933.

Auf Grund des Artikels 48 Abs. 2 der Reichsverfassung wird zur Abwehr kommunistischer staatsgefährdender Gewaltakte folgendes verordnet:

§ 1

Die Artikel 114, 115, 117, 118, 123, 124 und 153 der Verfassung des Deutschen Reichs werden

Wer zu einer gemeingefährlichen Zuwiderhandlung (Abs. 2) auffordert oder anreizt, wird mit Zuchthaus, bei mildernden Umständen mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bestraft.

§ 5

Mit dem Tode sind die Verbrechen zu bestrafen, die das Strafgesetzbuch in den §§ 81 (Hochverrat), 229 (Giftbeibringung), 307 (Brandstiftung), 311

28. Februar 1933

Die »Notverordnung zum Schutz von Volk und Staat« (Reichstagsbrandverordnung)

Berlin

Am 28. Februar 1933 wurde die »Notverordnung zum Schutz von Volk und Staat« (Reichstagsbrandverordnung) erlassen. Das NS-Regime schuf sich damit einen legalen Weg, weitere Grundrechte, wie Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit und das Briefgeheimnis, außer Kraft zu setzen und die Unterdrückungsmaßnahmen gegen Oppositionelle zu verstärken.

Die Polizei sowie SS und SA konnten nun Menschen ohne Gerichtsprozess willkürlich und auf unbestimmte Zeit in sogenannte Schutzhaft nehmen. Die Verfolgung von Regimegegner*innen, vor allem von Kommunist*innen, wurde drastisch ausgeweitet. Zehntausende Oppositionelle wurden innerhalb der nächsten Wochen in improvisierte Lager, sogenannte frühe KZ, verschleppt. Die Reichstagsbrandverordnung war eine entscheidende Etappe in der Errichtung der nationalsozialistischen Diktatur.

#HEUTEVOR90JAHREN

1. März 1933

Hanna Elling geb. Miller

Erfurt (Thüringen)/KZ Moringen (Niedersachsen)

Hannah Miller (spätere Elling) engagierte sich im Kommunistischen Jugendverband. Nach dem Reichstagsbrand tauchte sie unter. Zuvor war sie Februar 1933 an ihrem Arbeitsplatz in Erfurt zusammen mit allen Beschäftigten abgeführt und »erkennungsdienstlich behandelt« worden.

Sie lebte dann illegal bei einer ungefährdeten Arbeiterfamilie und sammelte Geld für die Widerstandsarbeit. Im August 1933 wurde sie in Erfurt verhaftet. Bei ihrer Verhaftung traf sie ihren Freund (und späteren Mann) Kurt Elling, der von der Polizei schwer misshandelt worden war. Anfang Oktober 1933 wurde Hanna in das KZ Moringen eingeliefert. Am 30. März 1934 entließ man sie aus Moringen.

Sie arbeitete danach weiter im antifaschistischen Widerstand. Ihre Aufgabe war es, Zeitungsnachrichten über Kriegsvorbereitungen und Aufrüstung auszuwerten, ihre Informationen wurden in antifaschistischen Zeitungen verwertet. Hanna Elling war weiterhin politisch aktiv und schrieb 1977 ein Buch über »Frauen im deutschen Widerstand 1933–1945«. Am 17. September 1994 starb sie im Alter von 86 Jahren.

#HEUTEVOR90JAHREN

I. ANSTÖSSE AUS DER BIBLISCHEN TRADITION

PREDIGTMEDITATION ZUM 9. NOVEMBER 2023

Die Gräuel der Verwüstung und das Kommen des Menschensohnes

Zu Mt 24,13–27

Anke Wolff-Steger

13 Wer aber beharrt bis ans Ende, der wird selig.
14 Und es wird gepredigt werden dies Evangelium vom Reich in der ganzen Welt
zum Zeugnis für alle Völker, und dann wird das Ende kommen.
15 Wenn ihr nun sehen werdet den Gräuel der Verwüstung stehen an der heiligen
Stätte,
wovon gesagt ist durch den Propheten Daniel (Dan 9,27; 11,31)
– wer das liest, der merke auf! –,
16 alsdann fliehe auf die Berge, wer in Judäa ist;
17 und wer auf dem Dach ist, der steige nicht hinunter,
etwas aus seinem Hause zu holen;
18 und wer auf dem Feld ist, der kehre nicht zurück, seinen Mantel zu holen.
19 Weh aber den Schwangeren und den Stillenden in jenen Tagen!
20 Bittet aber, dass eure Flucht nicht geschehe im Winter oder am Sabbat.
21 Denn es wird dann eine große Bedrängnis sein,
wie sie nicht gewesen ist vom Anfang der Welt bis jetzt
und auch nicht wieder werden wird.
22 Und wenn jene Tage nicht verkürzt würden, so würde kein Mensch gerettet
werden;
aber um der Auserwählten willen werden diese Tage verkürzt.
23 Wenn dann jemand zu euch sagen wird:

Siehe, hier ist der Christus!, oder: Da!, so sollt ihr's nicht glauben.
24 Denn es werden falsche Christusse und falsche Propheten aufstehen
und große Zeichen und Wunder tun,
sodass sie, wenn es möglich wäre, auch die Auserwählten verführten.
25 Siehe, ich habe es euch vorausgesagt.
26 Wenn sie also zu euch sagen werden:
Siehe, er ist in der Wüste!, so geht nicht hinaus;
siehe, er ist drinnen im Haus!, so glaubt es nicht.
27 Denn wie der Blitz ausgeht vom Osten und leuchtet bis zum Westen,
so wird auch das Kommen des Menschensohns sein.

Wenn ihr nun sehen werdet den Gräuel der Verwüstung stehen an der heiligen Stätte, wovon gesagt ist durch den Propheten Daniel – wer das liest, der merke auf! (Mt 24,15)

Es war ein brutaler Feldzug zur Befriedung Judäas, den das römische Heer unter dem Flavier Titus in den Jahren 60 bis 70 n. Z. gegen Jerusalem und Judäa führte. Die Stadt wurde bis auf die Grundmauern geschleift, der Tempel niedergebrannt, über eine Million Menschen – schreibt Josephus, der jüdische Geschichtsschreiber der Flavier – sollen von den Truppen des Titus niedergemacht und fast 100.000 in die Sklaverei verschleppt worden sein. »Pax Romana« nannten die Sieger es dann. Der Unruheherd Judäa war »befriedet«. Ob die Zahlen, die Josephus nennt, stimmen, können wir nicht mehr nachprüfen. Aber was deutlich wird: Die Zerstörung Jerusalems und des Tempels im Jahre 70 n. Z. hat die jüdische Geschichte maßgeblich geprägt. Eine Trennung zwischen Judentum und Christentum war damals noch nicht gegeben. Jüdische Geschichte war zugleich die Geschichte derer, die dem Messias Jesus folgten. »Die Gräuel der Verwüstung« waren auch »die Gräuel«, mit denen sie fertigwerden mussten, ob sie nun in Judäa, Galiläa oder an anderen Orten lebten.

Der Evangelist Matthäus hat die Zerstörung Jerusalems vor Augen, als er das Evangelium von Jesus von Nazareth nach dem Jahre 70 aufschreibt. Zwei Zeitebenen schieben sich übereinander: die Zeit Jesu und seine Zeit nach der Zerstörung des Tempels und der Vertreibung aus Jerusalem. Wie reagieren auf die Gräuel? Erneut Widerstand? Kampf? Gegen einen übermächtigen Gegner? Bürgerkrieg ohne Ende?

Matthäus versucht eine Antwort zu finden, besser gesagt einen Weg, wie und ob es weitergehen kann. Die Botschaft von Jesus, sein Leben und Sterben, ist für ihn Wegweisung und Neuanfang.

Wer aber beharrt bis ans Ende, der wird selig. (24,13)

So die Worte Jesu an seine Jünger*innen. Es gibt Situationen, die sind so übermächtig, dass nur noch die Flucht hilft. Flieht in die Berge Judäa, kehrt nicht zurück in die Häuser, um noch etwas zu holen, versteckt euch, wenn ihr auf dem Dach seid. Macht ein Ende mit der Gewalt. Sie hilft euch nicht.

Schon einmal waren der Tempel und Jerusalem zerstört worden, fast 600 Jahre bevor Jesus aufgetreten ist, damals war es das babylonische Heer gewesen.

Das Zitat des Propheten Daniel spielt auf den Gräuel an, den Antiochus, ein Herrscher über Juda, verübte: Er hat den Tempel im Jahr 166 v. Z. entweiht, als er dort einen heidnischen Altar aufstellen ließ. Es folgte darauf der Aufstand der Makkabäer.

Und es ist wieder geschehen im Jahre 70 n. Z. Die Gräuel der Verwüstung sind überall zu sehen in und rund um Jerusalem. Die Flucht in die Berge Judas hat einige noch retten können, aber konnten sie auf Dauer entkommen? Die Jesusanhänger waren geflohen, wie andere auch, die es geschafft hatten, aus der Stadt herauszukommen. Besonders für die Schwachen, die schwangeren und stillenden Frauen, ist die Flucht ein Martyrium. Was hier erzählt wird in Mt 24, trägt die Spuren dessen, was die Menschen in Jerusalem erlebt haben. Trägt die Spuren derer, die fliehen konnten und sahen, was mit Jerusalem, dem Tempel geschah: ein einziger Gräuel der Verwüstung blieb über.

Weh aber den Schwangeren und den Stillenden in jenen Tagen!
Bittet aber, dass eure Flucht nicht geschehe im Winter oder am Sabbat.
(24,19–21)

Die Mütter und kleinen Kinder, die Schwangeren und Stillenden trifft es am härtesten und damit die nächste Generation. Wie soll es weitergehen, wenn die Frauen die nachkommende Generation nicht mehr behüten und für sie sorgen können? Und wehe, wenn es Winter wird, man kein Dach über dem Kopf hat. Der Text beschreibt so eindrücklich mit wenigen Worten, was bis heute das Schicksal von Menschen ausmacht, die vertrieben werden und auf der Flucht sind: Kälte, Hunger, Obdachlosigkeit, Angst um Leib und Leben. Nirgendwo gibt es einen Ort, an dem sie bleiben können – höchstens geduldet, auf Zeit in Flüchtlingslagern.

Demütigungen, Gewalt, Zerstörung, Pogrome, Flucht, Vertreibung, gewaltsamer Tod durchziehen die jüdische Geschichte durch die Jahrhunderte. Der »Gräuel der Verwüstung« traf fast 2.000 Jahre nach der Zerstörung des Tempels wieder jüdische Mitbürger*innen. In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 brannten

die Synagogen in Deutschland, Kultgegenstände wurden geraubt, Wohnungen und Geschäfte geplündert, Tausende verschleppt, gedemütigt, ermordet. Nachbar*innen bereicherten sich an Nachbar*innen. Sollten sie fliehen? War das überhaupt noch möglich? Hätten sie nicht schon längst das Land verlassen sollen? Und dann wohin? Die Gesetze, die seit 1933 erlassen wurden, dienten der Ausgrenzung, Erniedrigung und Beraubung der jüdischen Mitbürger*innen auf allen gesellschaftlichen Ebenen. Nur wenige haben ihnen beigestanden, geholfen.

Die christlichen Kirchen haben bis auf einige Ausnahmen geschwiegen. Die Jesusanhänger zur Zeit des Evangelisten Matthäus haben sich noch als Teil der jüdischen Gemeinschaft begriffen. 1938 sahen viele Christ*innen die Zerstörung der Synagogen und die Verfolgung der jüdischen Mitbürger*innen als Strafe Gottes an. »Die Juden« haben doch unseren Herrn Jesus umgebracht. Sie sind ein Fremdkörper, müssen wie ein Geschwür entfernt werden aus dem deutschen Volksleib. Der Führer hat es zum »Sieg und Heil« der Herrenmenschen befohlen. Die göttliche Vorsehung hat ihn zum Führer des deutschen Volkes auserwählt, die jüdischen Mitbürger*innen gehörten nicht mehr dazu.

Warum sind Christ*innen damals nicht eingeschritten in Deutschland? Immerhin waren noch 95 Prozent der deutschen Bevölkerung Mitglied einer christlichen Kirche. Zahlen der Volkszählung von 1939. (Traumhafte Zahlen wären das heute. Wir rutschen ja deutlich unter die 50 Prozent – beide Volkskirchen zusammen.) Warum haben sie an den Jüdinnen*Juden damals das Gericht Gottes am Werke gesehen? Warum hat die Nächstenliebe nicht diesen bedrängten und bedrohten Mitbürger*innen gegolten? Warum hat man dem Führer sein Versprechen von Heil und Sieg geglaubt und ist ihm gefolgt? Fragen, die für mich bis heute bleiben.

Jesus warnt in dem Text nach Matthäus vor falschen Christussen und Propheten, vor Führern, die das Maul aufreißen. Sie kommen und versprechen Sieg und Heil und es folgen Zerstörung und Tod. Folgt ihnen nicht, auch wenn sie große Wunder und Zeichen, Heldentaten und Machterweise vollbringen.

Die Evangelisten, die die Geschichte Jesu aufgeschrieben haben, haben die Welt, ihre Umwelt, ihre Mitmenschen versucht mit den Augen der nahenden Erlösung zu sehen und zu warnen vor all den Verführungen. Sie haben nicht nur beschrieben: »So ist es«, sondern immer wieder versucht einen Weg zu zeigen. Was kommt, wenn dieser Erde, der Natur, dem größten Teil der Menschen immer weiter zugesetzt wird? Was geschieht, wenn Menschen die Lebensgrundlage genommen wird? Was geschieht mit denen, die dabei gewinnen, was geschieht mit denen, die dabei verlieren und unter die Räder kommen? Ist das das Ende? Ist das gerecht?

Die Jünger*innen Jesu haben an einen Wandel der Zeiten geglaubt, es kommt eine Zeit, in der die Verfolgten und Entrechteten wieder einen Platz zum Leben haben werden, in der all das Unrecht, die Wunden geheilt werden. Das ist jüdisches Denken, messianische Hoffnung. Das war für sie Lebensstrategie, Überlebensstrategie. Sie haben auf Jesus von Nazareth gesehen, ein Messias für sie. Als Anfang und Ende. Wenn er wiederkommt, dann soll das Heil siegen, Frieden sein. Das Ende der Welt soll zugleich das Ziel der Geschichte dieser Welt sein. Denn in diesem Ende wird es die Neuschöpfung Gottes geben – ein neuer Himmel und eine neue Erde. Deshalb erinnert die Schrift an so vielen Stellen daran, dass der Herr wiederkommen wird. Sie erinnert daran, dass wir jederzeit bereit sein sollen, aber zugleich wachsam.

Das messianische Denken und Leben ist jüdische Tradition und jüdisches Erbe, keine Erfindung des Christentums. Matthäus malt am Ende unseres Textes ein beeindruckendes Bild:

> *Denn wie der Blitz ausgeht vom Osten und leuchtet bis zum Westen,*
> *so wird auch das Kommen des Menschensohns sein.*

Der Blitz durchschneidet den Raum, durchbricht die Zeit und Wirklichkeit und gibt den Blick frei auf den, der kommt: den Menschensohn. Ob es Jesus von Nazareth sein wird, wird sich zeigen – am Ende der Tage.

Anke Wolff-Steger, Pastorin i. R. aus Fahrdorf

PREDIGT ZUM 9. NOVEMBER 2023

Seid nüchtern und wacht

Zu 1 Petr 5,8–9

Katrin Großmann

»Seid nüchtern und wacht.« Mit diesem Aufruf beginnt der Predigttext aus dem ersten Petrusbrief, den die evangelische Perikopenordnung für den heutigen 9. November vorsieht.

»Seid nüchtern und wacht; denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge. Dem widersteht, fest im Glauben, und wisst, dass ebendieselben Leiden über eure Brüder und Schwestern in der Welt kommen.«

Der Brief richtet sich an eine Gruppe, die durch den Glauben daran, dass Gott sich in Jesus offenbart hat, verbunden ist. Der Verfasser setzt den Glauben an die Auferstehung Jesu von den Toten voraus (1 Petr 1,3) und bezeichnet sich selbst als »Zeugen der Leiden Christi« (1 Petr 5,1). Die Zerstörung des Tempels in Jerusalem wird vorausgesetzt, denn es ist von der Zerstreuung (1 Petr 1,1) und dem Leben in der Fremde die Rede (1 Petr 1,17). Die Gruppe ist eine Minderheit im heidnisch geprägten Umfeld des Römischen Reiches und sie erlebt Ausgrenzung in der Fremde (1 Petr 2,12; 3,16 u. a.). Vermutlich steht im Hintergrund die Situation der Bedrängnis in der Regierungszeit Kaiser Domitians, die historisch belegt ist durch die Briefe des Plinius an Kaiser Trajan. In 1 Petr 4,16 findet sich einer der frühesten Belege für die Selbstbezeichnung der Gruppe als Christ*innen.

Der Verfasser will ermutigen zur Standhaftigkeit im Leiden, er appelliert an die Hoffnung auf das »im Himmel aufbewahrte Erbe« (1 Petr 1,4) und ist davon überzeugt, dass das Ende aller Dinge nahe ist (1 Petr 4,7). Der Zusammenhalt in der Gemeinschaft wird dabei betont, mehrmals dazu aufgerufen, den »Brüdern und Schwestern« mit Liebe zu begegnen (2,17; 3,8), allen Menschen mit Ehre (2,17).

Der Aufruf zu Nüchternheit (der nach 1,13 und 4,7 hier nochmals wiederholt und dadurch betont wird) und Wachsamkeit, mit dem der Predigttext einsetzt, steht am Ende des Briefes, von den abschließenden Grüßen und Segenswünschen nur durch einen Zuspruch und Lobpreis Gottes (5,10 f.) getrennt. Es bleibt unklar, wen der Verfasser in der Rede vom Widersacher, vom Feind, der mit dem Teufel identifiziert wird, vor Augen hat. Die Personifikation des Bösen wird im Bild beschrieben als ein »brüllender Löwe« und impliziert eine Situation der Gefährdung. Feindseligkeit und

Aggressivität stehen in Verbindung mit einer als bedrohlich empfundenen Macht. Als angemessene Haltung, dem zu begegnen, wird der innere Widerstand, der im Glauben seine Wurzel hat, benannt. Die Brüder und Schwestern teilen das Leiden. Gott wird, so kommt es im anschließenden hymnischen Abschluss des Briefes zum Ausdruck, die Kraft zum Widerstand schenken.

Als Christ*innen leben wir heute in Westeuropa in einer Situation, die wenig mit den Lebensumständen der Gruppe, die der erste Petrusbrief anspricht, gemein hat: Wir befinden uns weder in einer Situation der Minderheit, noch sind wir wegen unseres Glaubens ernsthaft bedroht. Auch wenn die Zahlen der Menschen, die sich einer der großen Kirchen zugehörig fühlen, nicht nur in Deutschland rückläufig sind und wir merken, dass unsere grundlegenden Überzeugungen, die die westlichen Gesellschaften in den vergangenen Jahrzehnten geprägt haben, nicht mehr ohne Weiteres mehrheitsfähig sind, sind wir doch weit entfernt von einer Situation, wie sie in dem neutestamentlichen Schreiben vor Augen steht. Dies deutlich zu sehen, ist in der Auslegung des Schreibens von grundlegender Bedeutung.

Am 30. Januar 2023 jährte sich die Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler zum 90. Mal. Unmittelbar nach der sogenannten Machtübernahme nahmen Ausgrenzung, Diskriminierung und Verfolgung von Jüdinnen*Juden systematisch zu: Am 1. April 1933 kam es unter dem Motto »Kauft nicht bei Juden« zum Geschäftsboykott. Durch das widerrechtlich erlassene »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« wurden 5.000 jüdische Beamt*innen von ihren Stellen vertrieben. »Nichtarier«, die im öffentlichen Dienst beschäftigt waren, wurden in den sofortigen Ruhestand versetzt. Ärzt*innen und Rechtsanwält*innen wurden auf der Grundlage des »Arierparagrafen« aus den Berufsverbänden ausgeschlossen. Eine Solidarisierung mit den Diskriminierten blieb weitgehend aus.

Und die Kirchen? Jahrzehntelang hat die historische Forschung den Terminus des »Kirchenkampfs« verwendet und damit einen kirchlichen Abwehrkampf gegen das NS-Regime von Beginn an impliziert. Dieses Bild muss aus heutiger Perspektive deutlich differenziert werden. Beide großen Kirchen begrüßten weitgehend das Ende der Weimarer Republik. Nicht nur in einer antiliberalen und antikommunistischen Grundhaltung, sondern auch in einer generellen Präferenz für einen autoritären Staat stimmten die einflussreichen Vertreter der christlichen Konfessionen mit dem NS-Regime überein. Oft verbanden sie damit die Hoffnung auf eine Rechristianisierung Deutschlands. Die evangelischen Landeskirchen erfasste im Umbruchjahr 1933 eine Art nationaler Euphorie, die in den Zeremonien anlässlich des »Tages von Potsdam« am 21. März 1933 exemplarisch einen Ausdruck fand und von den »Deutschen Christen« vorangetrieben wurde. Die katholischen Bischöfe

nahmen Ende März 1933 die Erklärung zur Unvereinbarkeit zwischen katholischem Bekenntnis und Nationalsozialismus zurück. Am 20. Juli 1933 wurde im Vatikan das Reichskonkordat unterzeichnet, das die Beziehungen zwischen der katholischen Kirche im Deutschen Reich und dem NS-Staat fortan regelte. Die Freiheit des Bekenntnisses und die Ausübung der katholischen Religion waren damit ebenso wie der Fortbestand katholischer Fakultäten, Schulen, Vereine und Verbände vorerst geregelt, auch wenn de facto Katholik*innen vom NS-Regime weiterhin unter Druck gesetzt wurden, beispielsweise Eltern, die ihre Kinder auf eine katholische Schule schicken wollten.

»Seid nüchtern und wacht.« Angesichts der Sorge um die Einschränkung des eigenen religiösen Lebens waren die Kirchen nüchtern und wachsam weitgehend auf sich selbst fokussiert. Zudem erleichterten antisemitische Dispositionen, die oft theologisch begründet waren, eine Ignoranz gegenüber der zunehmenden Diskriminierung und Verfolgung von Jüdinnen*Juden. Aus heutiger Perspektive müssen wir eingestehen, dass auch unter den Christ*innen nur wenige Widerstand geleistet haben. Die meisten unserer Vorfahr*innen haben geschwiegen, um ihre eigene Haut zu retten – sofern sie dem NS-Regime nicht gar Positives abgewinnen konnten oder, mehr noch, davon überzeugt waren, dass es sich mit einer christlichen Grundhaltung bestens vereinbaren ließ. Olaf Blaschke weist in seiner Studie »Die Kirchen und der Nationalsozialismus« (Reclam, 2014) dezidiert nach, dass die »von der Literatur genährte Erzählung von Widerstand und Martyrium […] nur einen Bruchteil der komplexen Realität« abbildet (Seite 14).

»Seid nüchtern und wacht.« Die Botschaft des ersten Petrusbriefes ist ergänzungsbedürftig. Sie muss im Kontext gesehen und verstanden werden. Nüchtern und wachsam allein auf die eigene Situation zu schauen, das mag in der Situation einer bedrohten Minderheit zur Sicherung des Überlebens eine hilfreiche Strategie sein. Es wird zur fatalen Strategie, wenn sie dazu führt, dass in der Sorge um die eigene Stellung in der Gesellschaft und die eigenen Privilegien die Situation der eigentlich bedrohten Minderheiten vollkommen aus dem Blick gerät. Das Verhalten der Kirchen und vieler Christ*innen in der Zeit des Nationalsozialismus stellt dies erschreckend vor Augen.

Die biblische Überlieferung weist außerhalb des ersten Petrusbriefes immer wieder auf die Verantwortung der Gläubigen für marginalisierte und an den Rand gedrängte Gruppen hin (so im vielfach wiederholten Aufruf, sich um die Waisen und Witwen zu kümmern, oder, um ein neutestamentliches Beispiel zu wählen, in vielen Gleichnissen Jesu, etwa in dem vom barmherzigen Samariter).

Mit Blick auf die gesellschaftliche Situation, in der wir heute leben, ist es unerlässlich, dass wir nüchtern und wachsam auf die Situation der jüdischen Menschen in unserem Land schauen. 960 antisemitische Straftaten hat das Bundeskriminalamt im ersten Halbjahr 2023 gezählt. Diskriminierungserfahrungen jenseits der Strafbarkeit und eine vermutlich nicht unbeträchtliche Dunkelziffer sind dabei nicht gezählt. Angesichts der letzten Wahlerfolge und des anhaltenden Umfragehochs der AfD äußerte sich Josef Schuster, der Vorsitzende des *Zentralrates der Juden*, zutiefst besorgt und erschüttert.

Der Widersacher, der als brüllender Löwe umhergeht, trägt auch heute noch die hässliche Fratze des Antisemitismus. Es liegt an uns, nüchtern zu benennen, dass jüdische Menschen in unserem Land heute nicht sicher leben können. Es liegt an uns, wachsam zu sein, wo alte antisemitische Stereotype in neuem Gewand daherkommen und vermeintlich einfache Antworten auf komplexe Fragen versprechen. Es liegt an uns, solidarisch einzutreten, wo die Rechte von religiösen und anderen Minderheiten und marginalisierten Gruppen in unserem Land beschnitten und infrage gestellt werden, und Widerstand zu leisten mit einem klaren Nein zu Antisemitismus und gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit.

Der 9. November ist ein Tag der Erinnerung und der Mahnung. Unser Gedenken bleibt hohl, wenn es nicht mit einem nüchternen und wachen Blick auf die Situation von Jüdinnen*Juden in unserem Land einhergeht. »Seid nüchtern und wacht, denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge. Dem widersteht.«

Dr. Katrin Großmann leitet die Abteilung Theologie und Glaube beim *Zentralkomitee der deutschen Katholiken* (ZdK) und ist Geschäftsführerin des jüdisch-christlichen und des christlich-muslimischen Gesprächskreises.

Nie wieder wegsehen

Vorschlag für die liturgische Gestaltung eines kleinen Abendgottesdienstes oder einer Gemeindeandacht am 9. November 2023

Esther Auer

Musik zum Eingang

Votum *(Liturg*in)*

Im Namen des dreieinigen Gottes,
die hinsieht und kein Unrecht übersieht,
der eingreift und niemanden übergeht,
die Recht schafft – allen Übersehenen und Übergangenen.

Begrüßung *(Liturg*in)*

Heute, am 9. November, feiern wir Gottesdienst – dazu begrüße ich Sie herzlich.
Wir erinnern uns und sagen: Nie wieder!
Wir denken an das, was vor 85 Jahren geschah:
Synagogen wurden angezündet.
Torarollen zerstört.
Jüdinnen*Juden wurden beschimpft, geschlagen, entrechtet, ermordet.
Gott selbst wurde mit Füßen getreten.

Wir erinnern uns und sagen:
Nie wieder wegsehen!
Jene Nacht vor 85 Jahren war nicht schicksalhaft.
Schon in den Wochen, Monaten und Jahren davor geschah Ungeheuerliches mitten am Tag, vor den Augen vieler Zeug*innen.

Und heute? Frage ich mich selbstkritisch:
Wo sehe ich Hass und Hetze in den sozialen Netzwerken und scrolle weiter?
Wo begegnen mir antisemitische und rassistische Übergriffe und ich wende mich ab?
Wo werden Menschen an den Rand gedrängt mitten am Tag, unter den Augen der Weltöffentlichkeit?

Wir sind hier und feiern gemeinsam Gottesdienst, weil Gott selbst uns aufrichtet und stärkt, um hinsehen zu können.
Wir singen gemeinsam:

Lied: Freunde, dass der Mandelzweig; z. B. in: EG 655, 1–4; Regionalteil Württemberg

Psalm 25 EG 713 *(Liturg*in im Wechsel mit Gemeinde)*

Eingangsgebet *(Liturg*in)*

Gott,
du siehst.
Du siehst das Unrecht, das auf dieser Welt geschieht.
Du siehst, was vor 85 Jahren und bereits vorher deinem Volk, Jüdinnen*Juden, angetan wurde.
Du siehst Trauer, Schmerz und Angst, aber auch Wut über dieses Unrecht, die bis heute Familien in Atem hält.

Und du siehst mich.
Die ich heute Verantwortung übernehmen will und rufe: Nie wieder!
Und doch so oft überfordert bin.
Nicht weiß, wie ich etwas verhindern kann.
Von meiner Ohnmacht überrollt werde – und dann doch wegsehe.
Jetzt stehe ich hier.
Vor dir.
Stärke mich, dass ich die Kraft habe, wach zu bleiben und hinzusehen.
Richte mich auf, dass ich den Mut habe, meine Stimme zu erheben und einzugreifen.

Du siehst mich – wenn ich jetzt zu dir spreche oder schweige:

Stilles Gebet

Meine Augen sehen stets auf den Herrn;
denn er wird meinen Fuß aus dem Netze ziehen.
Amen.

Lied: Meine engen Grenzen; z. B. in: EG 589, 1–2, Regionalteil Württemberg

Meine engen Grenzen, meine kurze Sicht, bringe ich vor dich.
Wandle sie in Weite: Herr, erbarme dich.

Meine ganze Ohnmacht, was mich beugt und lähmt, bringe ich vor dich.
Wandle sie in Stärke: Herr, erbarme ich.

Lesung aus 1 Petr 5, 5b–11 *(Liturg*in oder Gemeindeglied)*

Alle aber miteinander bekleidet euch mit Demut; denn Gott widersteht den Hochmütigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. So demütigt euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, damit er euch erhöhe zu seiner Zeit.
Alle eure Sorge werft auf ihn; denn er sorgt für euch.
Seid nüchtern und wacht; denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge. Dem widersteht, fest im Glauben, und wisst, dass ebendieselben Leiden über eure Brüder und Schwestern in der Welt kommen.
Der Gott aller Gnade aber, der euch berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christus, der wird euch, die ihr eine kleine Zeit leidet, aufrichten, stärken, kräftigen, gründen. Ihm sei die Macht in alle Ewigkeit! Amen.

Lied: Komm in unsre stolze Welt; z. B. in: EG 428, 1–3.5

Predigt

Lied: Nächstes Jahr, du wirst sehn / Bashana haba'a (z. B. in: Wo wir dich loben, wachsen neue Lieder, EG 189)

Fürbitten und Vaterunser *(Liturg*in oder Gemeindeglied)*

Gott – Allmächtige, Schöpfer des Himmels und der Erde.
Wir sorgen uns und klagen dir:
Immer lauter werden die Rufe, zu vergessen.
Den Blick nach vorne zu richten und nicht immer nach der lästigen Vergangenheit zu fragen.
Und gleichzeitig:
Immer häufiger lesen wir von antisemitischen Gewalttaten.
Heute, hier bei uns, werden Jüdinnen*Juden beschimpft, geschlagen, angegriffen.

Wir werfen unsere Sorgen auf dich und bitten dich:
Schärfe unsere Sinne,
dass wir Verdrossenheit hören und Übergriffe sehen.
Stärke unsere Stimme,
dass Zukunft immer aus der Vergangenheit wächst.

Wir hoffen auf dich und rufen: Herr, erbarme dich.

Gemeinde:

Kyrie eleison, Kyrie eleison, Kyrie eleison (gesungen: EG 178, 9)

*Liturg*in oder Gemeindeglied:*

Gott – Jesus Christus, Tröstende aller Verzweifelten.

Wir sorgen uns und klagen dir:
Da ist so viel Hass in unseren politischen Debatten.
Da wird von »denen da oben« geredet und den Entscheidungsträger*innen böse Absichten unterstellt.
Menschen hängen sich an Verschwörungserzählungen, stellen unseren demokratischen Grund infrage und finden doch keinen Halt.

Wir werfen unsere Sorgen auf dich und bitten dich:
Schärfe unsere Sinne,
dass wir wahrnehmen, wenn Menschen sich abgehängt fühlen.
Stärke unsere Stimme,
dass wir dem Hass deine Botschaft des Friedens und der Versöhnung entgegensetzen.

Wir hoffen auf dich und rufen: Herr, erbarme dich.

Gemeinde:

Kyrie eleison, Kyrie eleison, Kyrie eleison (gesungen: EG 178, 9)

*Liturg*in oder Gemeindeglied:*

Gott – belebende Geistkraft, Friedensbringer.

Wir sorgen uns und klagen dir:
Es herrscht Krieg.
Menschen werden vertrieben und flüchten sich zu uns.
Menschen – auch bei uns – wissen nicht, wie sie diesen Winter über die Runden kommen sollen.
Der Unmut steigt – gegen die Umstände und »die Anderen«.

Wir werfen unsere Sorgen auf dich und bitten dich:
Schärfe unsere Sinne,
dass wir den Ärger hören und die Not sehen.

Stärke unsere Stimme,
dass wir der Ohnmacht deine Botschaft der Liebe entgegensetzen.

Wir hoffen auf dich und rufen: Herr, erbarme dich.

Gemeinde:

Kyrie eleison, Kyrie eleison, Kyrie eleison (gesungen: EG 178, 9)

*Liturg*in oder Gemeindeglied:*

Gemeinsam beten wir:

Vaterunser

Lied: Der Abend kommt (z. B. in: EG 673, 1–4, Regionalteil Württemberg)

Segen

Musik zum Ausgang

Esther Auer war 2010/11 Freiwillige in Jerusalem. Sie ist Pfarrerin im Kirchenbezirk Herrenberg.

15. Mai 1933

Die Verhaftung von Peter Paul Nahm

Bingen/KZ Osthofen (Rheinland-Pfalz)

Dr. Peter Paul Nahm wurde am 22. November 1901 in Gensingen geboren. Er war seit 1919 Mitglied der Zentrumspartei und wandte sich früh gegen den aufkommenden Nationalsozialismus. Dafür nutzte er auch die von ihm in Bingen herausgegebene »Mittelrheinische Volkszeitung«.

Am 15. Mai 1933 wurde er zusammen mit dem Dekan Michael Eich von Nationalsozialisten verhaftet und im offenen Wagen durch Bingen gefahren. Auf dem Marktplatz bewarfen ihn aufgehetzte Passant*innen mit Eiern und Tomaten, zuvor hatten SA-Männer dem schwer kurzsichtigen Mann die Brille zerschlagen.

Nach der Schaufahrt wurde er ins KZ Osthofen eingewiesen, wo er unter anderem die Fäkaliengruben ausheben musste. Nach seiner Entlassung durfte Nahm seine Heimatstadt Bingen nicht mehr betreten, außerdem wurde er aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen, was einem Berufsverbot gleichkam. Um seine Frau und seine Tochter ernähren zu können, baute er gemeinsam mit seinem Schwager in Lorsch einen Weinhandel auf.

Nach 1945 wurde Nahm als Mitglied der CDU zuerst Landrat des Rheingaukreises und später Staatssekretär im Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte. Er war Träger verschiedener Auszeichnungen, darunter des Bundesverdienstkreuzes mit Stern und Schulterband. Er starb am 15. Januar 1981 in Rüdesheim.

#HEUTEVOR90JAHREN

»Ich habe mich jede Woche gefreut, Lotte zu sehen. Unsere wöchentlichen Diskussionen waren sehr anregend – offen und ehrlich. Wir kommen aus zwei entfernten Generationen und so sehen wir die Dinge aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Doch wären wir einfach einer Meinung, gäbe es ja nichts zu diskutieren.«

Dana Kaczérová

»Wären wir einer Meinung, gäbe es ja nichts zu diskutieren«

»Jede Woche besuchte ich Dana. Sie erzählte mir viel aus ihrem bewegten Leben. Als Übersetzerin kam sie viel herum. Sie erlebte die Hoffnungen und die Zerschlagung des Prager Frühlings. Bei einem Tee diskutierten wir über alles Mögliche. Uns verbindet viel und wir werden auch nach meiner Prager Zeit in Kontakt bleiben.«

Charlotte Kaiser, ASF-Freiwillige in der *Jüdischen Gemeinde Prag*

II. ASF-FREIWILLIGE BERICHTEN

»Kan du bli med meg?«

Wie der gemeinsame beschwerliche Gang zu zwei Stolpersteinen an einem 9. November eine Bewohnerin des Jüdischen Altersheims und eine Freiwillige verbindet.

Natalie Evers

Diesen Text schrieb ich an einem der eindrücklichsten Tage, die ich seit Beginn meines Freiwilligendienstes in Norwegen erlebt habe, es war der 9. November.

1939: »Reichspogromnacht«. 2022: für die meisten ein Tag wie jeder andere.

*Doch einige haben den Tag auch dieses Jahr wieder als Gedenktag begangen, sind durch die Straßen Oslos gezogen, um Stolpersteine zu putzen und damit ganz konkret der Opfern der NS-Verfolgung und ihrer Angehörigen zu gedenken. Stolpersteine: Sie erinnern an jene Menschen im öffentlichen Raum in Form kleiner, in Messing gegossener Gedenksteine und machen damit Passant*innen aufmerksam und ermöglichen ganz alltäglich ein weiteres Gedenken.*

*Für mich war es ein ganz besonderer Tag: Alleine durch das Abgehen der Stolpersteine in meinem Osloer Stadtviertel wurden mir die menschlichen Verluste unter der deutschen NS-Besatzung im Zweiten Weltkrieg so nah um uns herum klar und dann konnte ich selbst mit einer der Bewohner*innen in meinem Altenheim die beiden Steine ihrer Eltern besuchen.*

Oslo, 9. November

Seit knapp zwei Monaten lebe ich nun in meiner Freiwilligenstelle im Jüdischen Altersheim in Oslo. Ich bin jetzt eine Morgenduscherin. Ich habe ein Sofa und einen Fernseher in meinem Zimmer. Ich esse Fleisch und zahle in norwegischen Kronen.

Es ist normal, dass die Menschen in meiner näheren Umgebung sterben, und wir warten mit ihnen zusammen darauf. Klavier und Geige spielen ist Teil meiner »Arbeit«, die ich freiwillig mache. Ich zünde illegal Kerzen in meinem Zimmer und auf Stolpersteinen an. Ich serviere wochenlang täglich einer Frau ihr Essen, mache ihr immer und immer wieder die gleiche Folge einer Netflix-Serie an, gehe zwei Mal am Tag mit ihr spazieren und erfahre erst heute, am 9. November, dass ihre Eltern 1943 nach Auschwitz deportiert und ermordet wurden.

Carla gab bisher noch nie so viel von sich preis, bis auf ein paar sich ständig wiederholende Bitten, Fragen. Ob man ihr mit Netflix helfen könne, ob sie die Medizin bekommen könne. Und noch bevor die anderen oder sie selbst ihren Teller aufgegessen haben, sieht man sie schon wieder durch den Türrahmen und nach oben in ihre Wohnung eilen.

»Kan du bli med meg?«

Auf dem unerwartet steilen Weg zu dem Haus, in dem sie früher mit ihren Eltern gelebt hat, bleiben wir oft stehen, da es eigentlich zu weit und zu kalt und zu steil und wegen des Laubs zu rutschig ist für Carla und ihren Rollator. »Wir müssen nur noch fünf Minuten gehen …« Immer wieder bleibt sie kurz stehen, runzelt die Stirn zu einem ängstlich besorgten Gesichtsausdruck und fragt, wie lange es noch dauere, und sagt, dass sie das hier alles nicht wiedererkenne, geht dann aber überraschenderweise doch jedes Mal weiter.

Als wir dann endlich in der richtigen Gate und an der richtigen Hausnummer ankommen und wir die beiden messingfarbenen Steine trotzdem nicht finden und auch Carla immer noch nicht erkennt, dass sie hier einmal gelebt haben könnte, werde ich traurig. Wo ist dieses Haus, für das wir jetzt so weit gegangen sind und für das sie sich aus ihrer gewohnten Umgebung getraut hat? Auf Carlas Bitte hin fragen wir mehrere vorbeikommende Leute, die alle sehr nett reagieren und mitsuchen, aber letztendlich auch nichts finden. »Ich gucke noch einmal um die Kurve«, sagt mein Mitfreiwilliger Felix und ich bleibe bei Carla. Es ist so ungewohnt, sie woanders als im Seniorenheim zu sehen. Doch nun ist sie hier und gibt nicht auf.

»Jaaa«, hören wir und Felix hat sie wirklich gefunden. »Oh«, sagt Carla mit vor Kälte und Stress tränenden Augen, als wir dann wirklich davorstehen.

Sie erzählt uns, dass sie sich an das Haus erinnere und dass sie im dritten Stock gewohnt hätten, doch bittet uns dann trotzdem, die Namen auf den Messingsteinen vor uns vorzulesen, als sei sie sich dennoch nicht sicher, dass darauf wirklich die Namen stehen, die sie erwarten musste.

»Das sind meine Eltern«, sagt sie und ich kann es nicht fassen. Doch tatsächlich erkenne ich den Nachnamen auf den Steinen, zwei mir unbekannte Vornamen davor. »Deported 1943.« »Husker du mye?« – »Ja.« (»Erinnerst du dich an viel?« – »Ja.«) Sie legt die beiden Rosen hin und wir zünden zwei Kerzen an, für die wir leider nur ein Glas haben.

Wir fahren mit dem Taxi zurück, sie scheint etwas erschrocken und traurig zu sein. »Das war ein Abenteuer«, sagt sie und ich stimme ihr zu und entschuldige mich noch mal für den etwas unangenehmen Hinweg. Sie zahlt uns das Taxi. »Penger spiler ingen Rolle.« (»Das Geld spielt keine Rolle.«)

Zu Hause wird sie angerufen: »Hvordan gar det?« (»Wie geht's dir?«) – »Jeg er lit besværlig.«

Nach dem Telefonat fragt sie mich sofort, ob ich ihr mit Netflix helfen könne. Doch jetzt geht es erst mal zu Kaffee und Kuchen und ich habe das Gefühl, sie möchte nicht mehr alleine sein. Aber vielleicht wünsche auch nur ich mir, dass sie jetzt nie mehr alleine ist. Wir kommen unten an, wo die anderen »Mäuse«, wie wir die Bewohner*innen mit liebevollem Spitznamen nennen, schon im abgedunkelten Esszimmer »Downton Abbey« schauen und dabei Tee trinken und Windbeutel essen. Carla bekommt auch etwas. »Kan du bli med meg og hjelpe meg med Netflix?« Eine Pflegerin sagt: »Nein, sie ist jetzt fertig mit Arbeit.« »Oh«, sagt Carla und schaut besorgt. Ich lächle sie an und sehe dabei wahrscheinlich auch ein bisschen besorgt aus. Ich gehe.

Später am Nachmittag laufen meine Mitfreiwilligen und ich noch ein bisschen durch unser Viertel und gehen die »Snublestene« ab, die wir mithilfe einer Karte finden. Wir putzen sie und stellen kleine Teelichter auf und ich muss wieder an Carlas Eltern denken und wie hell die Stadt wohl wäre, wenn wir auf jeden Stolperstein in Oslo ein Teelicht stellen würden.

Natalie Evers leistete ihren ASF-Freiwilligendienst bis zum September 2023 im *Jüdischen Wohn- und Seniorenzentrum* in Oslo. Ihr Dienst fand im Rahmen des *Internationalen Jugendfreiwilligendienstes* (IJFD) statt und wurde durch die *Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern* gefördert.

Die Großvater-Frage

Über jüdisches Leben in New Yorks Lower East Side und die Frage nach der Täterschaft der Großeltern

Maia Helene Fiedler

Wenn ich gegen 8:30 Uhr aufstehe und die Rollläden vor den großen Fenstern in meinem Zimmer hochziehe, fällt der Blick auf die Straße vor unserer Haustür, die 8th Avenue. Nur wenige Minuten entfernt vom Times Square gelegen, gehört unsere Straße zu einer der lauteren Wohngegenden in New York. Morgens ist die 8th Avenue voller Menschen, die auf dem Weg zur Arbeit sind und etwas ungeduldig versuchen, sich an den Gruppen von Tourist*innen vorbeizuschieben. Knapp eine Stunde später gehe ich aus der Haustür und lasse mich mit der Menge Richtung U-Bahn treiben und komme 25 Minuten später in der Lower East Side an.

Project Ezra (hebräisch »helfen«) wurde 1972 von jüdischen Student*innen gegründet, um älteren jüdischen Menschen in der Lower East Side zu helfen und um ihre soziale und emotionale Isolation zumindest zeitweise zu durchbrechen.

Neben Gruppenaktivitäten besteht meine Arbeit vor allem aus Besuchen bei Senior*innen zu Hause. Die meisten leben in der Lower East Side, einem Stadtteil, der von jüdischer Einwanderungsgeschichte geprägt ist und heute weiterhin von vielen Menschen jüdischen Glaubens bewohnt wird. So sind meine Wege oft nur ein Spaziergang von 5 bis 20 Minuten.

Wenn ich dann durch die Straßen der Lower East Side laufe, kann ich gut verstehen, warum viele von ihnen trotz der starken Gentrifizierung dieses Viertels und konstant steigender Lebenshaltungskosten hier weiterhin unbedingt leben wollen.

Der Kiez hat dank der niedrigeren Häuser, viel Backstein und unzähliger gemütlicher Cafés und Bars einen, verglichen mit anderen Stadtteilen, europäischen Charme. Läden wie Moishe's Kosher Bakery oder East Side Glatt (ein koscherer Metzger) versorgen die jüdische Gemeinschaft seit mehreren Jahrzehnten mit leckerem Essen und sind aus dem Viertel nicht wegzudenken.

Ich glaube, gerade weil man bis heute spürt, dass die Lower East Side in den letzten beiden Jahrhunderten Hauptankunftsort europäischer jüdischer Einwander*innen war, fühlen sich die jüdischen Senior*innen, deren Leben oft von der Migration geprägt ist, diesem Viertel verbunden. Und auch für mich fühlt sich die Lower East Side nach knapp drei Monaten ein bisschen wie zu Hause an.

Zu Hause bei meinen Klient*innen angekommen, ist die erste Frage die nach dem Wohlbefinden der Person, die ich besuche. Das entscheidet oft darüber, welche gemeinsamen Aktivitäten wir machen oder eben auch nicht. Während einige von ihnen konkrete Hilfe bei etwas brauchen, bedeutet die gemeinsame Zeit für andere, einfach eine gute Unterhaltung zu führen. Wir sprechen regelmäßig über aktuelle Ereignisse in der Welt und was in unserem Leben passiert und uns beschäftigt, diskutieren politische Geschehnisse und oft höre ich auch einfach nur zu.

Zu jedem Menschen, den ich regelmäßig besuche, habe ich mit der Zeit eine Beziehung aufgebaut. Jeder von ihnen hat andere Bedürfnisse und jeder geht unterschiedlich mit mir um. Insgesamt sind die meisten Begegnungen sehr liebevoll und ich bin dankbar, mit so offenen Armen empfangen zu werden, das ist definitiv nicht selbstverständlich.

Die Großvater-Frage

»War dein Großvater ein Nazi?« Diese Frage habe ich mir noch nie in meinem Leben gestellt. Wie auch, ich bin in dem Selbstverständnis aufgewachsen, dass meine Großeltern den Krieg als Kinder miterleben mussten und somit viel zu jung waren, um Täter*innen gewesen zu sein.

Für die Senior*innen bei Project Ezra ist dies nicht selbstverständlich. Mit vielen von ihnen entwickeln sich Gespräche über Familie, sie erzählen mir die Geschichten ihrer Eltern, wie viele Geschwister sie haben und was ihre Urenkel schon alles können. Die Frage nach der Familie wird oft erwidert, und wenn ich von meinen geliebten Großeltern erzähle, gibt es eine immer wiederkehrende Frage: »Wie alt sind deine Großeltern?« Oder: »In welchem Jahr sind sie geboren?« Die indirekte Frage danach, ob sie alt genug sind, um Nazis (gewesen) sein zu können. Wenn die Antwort dann ist, dass meine Großeltern den Zweiten Weltkrieg als Kinder erlebt haben, ist vielen Senior*innen anzumerken, dass eine gewisse Anspannung von ihnen abfällt. Viele von ihnen haben geliebte Menschen durch den Holocaust verloren, manche mussten ihn selber durchleben, und sie alle leben ein von Trauma geprägtes Leben.

Jungen Deutschen zu begegnen, die zu den Menschen, die für ihr Leid verantwortlich sind, eine enge Beziehung haben, sie lieben, muss sehr herausfordernd sein. Dies ist vermutlich die Realität vieler Begegnungen von Senior*innen und Freiwilligen in der Vergangenheit gewesen. Doch viele Freiwillige der letzten paar Jahre und zukünftige Freiwillige haben ihre Urgroßeltern, wie ich, entweder gar nicht oder nur als kleine Kinder kennengelernt. Es entsteht eine neue Generation von Menschen,

die mit dem Erbe des Holocaust aufwächst, aber nur in wenigen Fällen einen direkten persönlichen Bezug zu Täter*innen in der eigenen Familie hat.

Das verändert unseren Umgang mit diesem Erbe. Meine Urgroßväter, die Großväter meiner Eltern, waren Täter*innen, das ist prägend für die Begegnungen in diesem Freiwilligendienst. Dass ich sie nicht kennengelernt habe und sie dadurch nicht zu geliebten Menschen geworden sind, ändert nichts an ihren Taten oder ihrer Schuld, aber ist ausschlaggebend dafür, wie ich über diese Tatsachen denke.

Außerdem verändert es, wie einige Mitfreiwillige und ich in den vergangenen Wochen festgestellt haben, die Art und Weise, in der uns Menschen (als Deutschen, aber insbesondere auch als Freiwilligen) begegnen. Es entstand bei uns der Eindruck, dass sich viele Senior*innen mit dem Wissen, dass meine Großeltern keine Täter*innen sind, etwas besser auf die Beziehung einlassen können.

Eine kurze, aber so prägende Frage, die schon vielen Generationen junger deutscher Freiwilliger gestellt wurde und die sie sich selbst gestellt haben – und deren sich verändernde Beantwortung die Begegnungen mit den Überlebenden und Nachkommen, aber auch die eigenen Perspektiven vielmals beeinflusst.

Maia Helene Fiedler leistete ihren Freiwilligendienst bis September 2023 bei der Partnerorganisation *Project Ezra* in New York. Der Dienst fand im Rahmen des *Internationalen Jugendfreiwilligendienstes* (IJFD) statt.

16. Mai 1933

Schaufahrt ins KZ Kislau

Karlsruhe (Baden-Württemberg)

Am 16. Mai 1933 verschleppten die badischen Nationalsozialisten sieben bekannte Sozialdemokraten – darunter den ehemaligen badischen Regierungschef Adam Remmele und den früheren SPD-Fraktionsvorsitzenden für Baden Ludwig Marum – auf einem offenen Polizeiwagen von einem Karlsruher Gefängnis ins Konzentrationslager Kislau nördlich von Bruchsal. Damit wollten sie ihre Macht demonstrieren und ihre politischen Gegner demütigen.

Die Route der Schaufahrt war mit Bedacht gewählt: Sie führte an Orten vorbei, die für die zerstörte Weimarer Demokratie standen. Darunter waren etwa der Badische Landtag, das Rathaus und das Polizeipräsidium. In der Presse war die Aktion prominent angekündigt worden. Tausende Karlsruher*innen kamen, um die Männer zu begaffen und zu verhöhnen.

#HEUTEVOR90JAHREN

III. ZEITGESCHICHTLICHE UND POLITISCHE BEZÜGE

Die Etablierung des Terrors: Frühe Konzentrationslager im Nationalsozialismus

Nicola Wenge

Das Jahr 1933 und seine Bedeutung für die Gegenwart

Das Jahr 1933 war ein entscheidendes Wendejahr in der deutschen Geschichte. In diesem Jahr zerstörten die Nationalsozialist*innen die erste Demokratie in atemberaubendem Tempo und machten Deutschland zur Diktatur. Bei der Durchsetzung und Sicherung ihrer Herrschaft spielten die frühen Konzentrationslager eine zentrale Rolle.

Heute kennen viele Menschen die Namen der großen Konzentrationslager wie Bergen-Belsen, Buchenwald oder Auschwitz, aber nur wenige haben schon einmal von Ahrensbök, Oberer Kuhberg oder Breitenau gehört. Diese frühen Konzentrationslager wurden in den ersten Monaten der NS-Diktatur eingerichtet und teils schon nach wenigen Wochen oder Monaten wieder geschlossen. Das nationalsozialistische Regime erprobte in diesen rechtsfreien Räumen Instrumente der Gewalt. Der Weg in den millionenfachen Massenmord war damit noch nicht vorgezeichnet, aber geebnet.

Hannah Arendt hat schon 1964 darauf aufmerksam gemacht, dass das Wissen um die Anfänge des Terrors von den Schrecken der späteren Verbrechen überlagert worden sei. Dabei ist gerade dieses Wissen ein zentraler Schlüssel für das Verständnis von Geschichte und Gegenwart. Denn an den Geschehnissen des Jahres 1933 lässt sich sehr genau zeigen, wie die neuen nationalsozialistischen Machthaber*innen die Demokratie aushebelten, die politischen Gegner*innen mit Terror ausschalteten und ein völkisch-rassistisches Regime errichteten. Bis heute ist es

Der SPD-Politiker und entschiedene NS-Gegner Kurt Schumacher 1930. Im Juli 1933 wurde er verhaftet.

erschütternd zu sehen, wie schnell die Ausschaltung der Opposition und einer kritischen Presse funktionierte, nicht zuletzt durch das Mitwirken vieler Täter*innen aus unterschiedlichen Gruppen und weiter Kreise der Bevölkerung. Vor aller Augen wurden schätzungsweise 80.000 Menschen allein im Jahr 1933 verfolgt und in Konzentrationslager überall im Deutschen Reich eingesperrt. Hunderte wurden ermordet.

Gerade in Zeiten, in denen Demokratiefeind*innen wieder versuchen, die Demokratie zu destabilisieren, bietet der Blick zurück auf die Geschehnisse vor 90 Jahren ein wichtiges und erschreckendes Lehrstück. Er liefert wertvolle Erkenntnisse für das Verständnis des Nationalsozialismus, denn dessen Ideologie einer »rassenreinen«, klassenlosen »Volksgemeinschaft« setzte von Beginn an auf die Ausgrenzung, Verfolgung und Unterdrückung aller, die nicht dazugehörten.

Die frühen Konzentrationslager – ein historischer Überblick

Unmittelbar nach der Machtübertragung im Januar 1933 begann die brutale Verfolgung politisch und weltanschaulich Andersdenkender. Dieser Terror war vorher offen angekündigt worden: So drohte der »Völkische Beobachter« im August 1932 die »sofortige Verhaftung und Aburteilung aller kommunistischen und sozialdemokratischen Parteifunktionäre, Unterbringung Verdächtiger und intellektueller Anstifter in Konzentrationslagern« für den Fall der Regierungsübernahme an.

Der Reichstagsbrand vom 28. Februar 1933 lieferte dann den Vorwand dafür, missliebige Politiker*innen und Intellektuelle zu verhaften, sie in Gefängnisse und Folterkeller zu verschleppen oder gleich zu ermorden. Nur einen Tag später erließ Reichspräsident Paul von Hindenburg die »Reichstagsbrandverordnung«, mit der unter anderem Grundrechte wie freie Meinungsäußerung, Pressefreiheit und das Versammlungsrecht aufgehoben wurden. Die Verordnung bildete auch die juristische Grundlage für die »Schutzhaft« für politisch missliebige Personen in Konzentrationslagern ohne Gerichtsverfahren oder Anklage.

Mit diesen Instrumenten, mit denen der Übergang in eine Diktatur maßgeblich vollzogen wurde, begann die offene Verfolgung von Kommunist*innen, Sozialist*innen und Sozialdemokrat*innen. Binnen eines halben Jahres waren KPD und SPD verboten, alle oppositionellen Verbände und Organisationen aufgelöst, die Gewerkschaften zerschlagen, deren Vermögen eingezogen, Parteineugründungen untersagt und die Presse an freier Berichterstattung gehindert. Parteimitglieder und NS-Gegner*innen, insbesondere aus dem kommunistischen Milieu, wurden massenhaft in »Schutzhaft« genommen.

Bald reichten die bestehenden Gefängnisse nicht mehr zur Unterbringung der politischen Häftlinge aus. Deshalb wurden ab März 1933 improvisierte Konzentrationslager in allen denkbaren Räumlichkeiten errichtet: in leer stehenden Kasernen und Fabriken, Schlössern und Burgen, in Arbeitshäusern oder sogar auf Hausbooten. Mehr als 90 Konzentrationslager verteilten sich über das ganze Land.

Dabei gab es zu diesem Zeitpunkt noch keine zentralen Direktiven oder einen von Berlin aus organisierten reichsweiten Verfolgungsapparat. Es war anfangs unklar, wie die Lager zu verwalten waren und wer genau wie lange darin festgehalten werden sollte. Manche Lager befanden sich in lokaler, andere in regionaler oder Landesträgerschaft. Die Bewachung wurde der politischen Polizei, SA und SS übertragen. Die staatlichen Behörden entwickelten teils im Zusammenspiel, teils in Konkurrenz zu den Organisationen der NSDAP einen erheblichen Verfolgungsdruck. Die Initiative ging vielfach von Akteuren auf lokaler und Landesebene aus, die teilweise schärfer vorgingen, als es die Reichsvorgaben vorsahen. Sie konnten dabei auf die umfassende Unterstützung anderer Polizei- und Verwaltungsbehörden zurückgreifen, lange bevor Reichsführer SS Heinrich Himmler 1934/35 dies zur Pflicht machte und die Konzentrationslager in seinen Herrschaftsapparat integrierte.

Die Etablierung des Terrors war ein »gläsernes Verbrechen«. Die Massenverhaftungen und die Errichtung der ersten KZ fanden in aller Öffentlichkeit statt. Viele

Lager befanden sich mitten in Städten, sodass Anwohner*innen Einlieferungen und Misshandlungen sahen und hörten. Lokale Betriebe errichteten oder belieferten die Lager und profitierten davon. Häftlinge verrichteten Zwangsarbeit im öffentlichen Raum. Auch in der Presse wurde intensiv über die Lager berichtet. Eine abschreckende Wirkung war gewollt, auch wenn das genaue Ausmaß der Gewalt nicht zu erkennen war. Es dominierte die Propagandaerzählung vom »Erziehungslager«, das verführten Arbeiter*innen bei der Eingliederung in die nationalsozialistische »Volksgemeinschaft« half und diese dafür hart, aber gerecht behandelte.

Tatsächlich waren die ersten Konzentrationslager jedoch Orte einer schrankenlosen Herrschaft. Die Häftlinge wussten nicht, wie lange sie hier gequält werden würden, viele hatten keinen Kontakt zu ihren Familien. Sie erlitten Isolation, Zwangsarbeit, Hunger und Sadismus, bis hin zu Folter und Mord. Besonders gefährdet waren prominente Oppositionelle und jüdische Häftlinge, die zwar als politische Gegner*innen inhaftiert wurden, aber zusätzlich antisemitischer Gewalt ausgesetzt waren. Morde wurden anders als in den späteren Konzentrationslagern an einigen Orten noch nicht verübt, an anderen getarnt und verschleiert.

Proteste aus der Bevölkerung gegen die Verfolgung der politischen Gegner*innen gab es nicht. Die Reaktionen reichten von heimlicher Ablehnung über Unbehagen und Gleichgültigkeit bis hin zu handfester Zustimmung. Bereits 1933 kam es auch durch Denunziationen aus der Bevölkerung zur Verhaftung politisch Unliebsamer, Widerstandsaktionen wurden oft angezeigt. Dagegen liefen Versuche entkommener Häftlinge, mit Flugblättern und Tarnschriften über die Verbrechen aufzuklären und so Protest auszulösen, ins Leere. Wenn man die ersten KZ als »Probebühne für die Diktatur« ansieht, mit denen auch getestet wurde, was die Bevölkerung tolerierte, dann waren sie aus Sicht des NS-Regimes ein voller Erfolg.

Auflösung der Lager und die Entwicklung nach 1945

Manche der frühen Konzentrationslager wurden nach wenigen Wochen wieder geschlossen, die verbliebenen Ende 1934 unter die zentrale Aufsicht der SS gestellt und bis auf wenige Ausnahmen bis 1937 aufgelöst. Mit dem Bau neuer, deutlich größerer Barackenlager entwickelte die SS das KZ-System weiter und radikalisierte den Terror. Auch die Ausbildung der Wachmannschaften und die Führung der Lager wurden zentralisiert und vereinheitlicht. Manche SS-Männer durchliefen Ausbildungs- und Karrierewege von den frühen Konzentrationslagern bis hin zu den späteren Vernichtungslagern.

Demonstration der Lagergemeinschaft Heuberg – Kuhberg – Welzheim für die Einrichtung einer Gedenkstätte im Fort Oberer Kuhberg, 1971

Viele der 1933 Inhaftierten wurden bei der Auflösung der frühen KZ entlassen, waren aber mit ihren Familien fortwirkenden Repressalien ausgesetzt. Andere wurden in politischen Prozessen verurteilt oder kamen während des Kriegs in Strafeinheiten der Wehrmacht. Tausende flohen ins Ausland. Zahlreiche Häftlinge wurden an andere Haftorte überstellt, manche blieben bis 1945 durchgängig in Haft.

Nach 1945 waren die Überlebenden körperlich und seelisch gezeichnet. Sie forderten Aufklärung über das Erlittene, ein würdiges Totengedenken und öffentliche Anerkennung. Erste Häftlingsberichte dokumentierten die Verbrechen der Nationalsozialist*innen, aber nur wenige Täter*innen wurden für ihre Verbrechen verurteilt. Die Orte des Leidens gerieten oft in Vergessenheit, insbesondere die frühen Konzentrationslager, die schon in den 1930er-Jahren aufgelöst und danach vielfach abgerissen, baulich überformt oder anderweitig genutzt worden waren.

Im antikommunistischen Klima der frühen Bundesrepublik waren die Opfer der politischen Verfolgung oft noch Anfeindungen als »Nestbeschmutzer« und »Volksverräter« ausgesetzt. Viele Kommunist*innen und Sozialist*innen stritten jahrzehntelang um kleine Entschädigungen und waren an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Es waren zunächst die Überlebenden selbst, die gegen dieses Klima des Unrechts ankämpften. Seit den 1980er-Jahren erforschten zivilgesellschaftliche Initiativen lokale NS-Verbrechen. Sie setzten vielerorts das öffentliche Gedenken an Orten früher Konzentrationslager durch – oft gegen beträchtliche Widerstände vor Ort. In der DDR hingegen wurde das Gedenken an die Lager früh staatlich vereinnahmt

und zur »antifaschistischen« Legitimation des neuen Staates instrumentalisiert. Die Regierung rückte dazu den kommunistischen Widerstand in den Vordergrund des Geschehens.

Heute erinnern Gedenkstätten und viele kleinere Gedenkinitiativen an Orten früher Konzentrationslager an die Verbrechen in den Anfängen der NS-Diktatur. Sie vermitteln Besucher*innen am lokalen und regionalen Beispiel, wie schnell sich die erste Demokratie in Deutschland unterhöhlen und in eine Terrorherrschaft umwandeln ließ. Ein wichtiger Bestandteil der Arbeit ist die Einladung zu Reflexion und Intervention – gegen menschenverachtendes und demokratiefeindliches Sprechen und Handeln in der Gegenwart.

Dr. Nicola Wenge ist Historikerin. Sie leitet das *Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm e. V. – KZ-Gedenkstätte* und ist Mitglied in der AG »Gedenkstätten an Orten früher Konzentrationslager«.

10. Mai 1933

Die ortsansässigen Betriebe und das KZ

Lichtenburg (Sachsen-Anhalt)

#HeuteVor90Jahren bemühte sich die Firma Gebr. Pötschke um die Stelle als Lieferant für das KZ Lichtenburg. Diese und andere Firmen ermöglichten die schnelle Einrichtung des Lagers und ließen Zwangsarbeitende aus dem Lager für sich arbeiten.

Bereits Anfang Mai wurden Betriebe aufgerufen, Angebote für Dienstleistungen und Kostenvoranschläge für Instandsetzungsarbeiten im Schloss einzureichen. Einen Tag nach solch einem Aufruf in der Zeitung meldete sich die Firma Gebr. Pötschke beim Hochbauamt.

Zum Repertoire des Betriebes gehörten unter anderem Einrichtungsgegenstände und Waren aus Emaille. In mehreren Schreiben betonte die Firma auch immer wieder ihre vergangene Zusammenarbeit mit der Straf- und Besserungsanstalt Lichtenburg und stellte auch ein preisliches Entgegenkommen in Aussicht.

Dem Aufruf im »Elbe-Elster Boten« vom 9. Mai 1933 folgten neben der Firma Gebr. Pötschke weitere Handwerks- und Dienstleistungsbetriebe. Die Reaktivierung der Lichtenburg als Haftort weckte in der lokalen Wirtschaft und auch Bevölkerung große Hoffnungen auf einen finanziellen Aufschwung, da die Strafanstalt bis zu ihrer Auflösung 1928 als Arbeitgeberin für die Menschen aus Prettin und Umgebung fungiert und es einen regen Handel gegeben hatte.

Während der Zeit des Männer-Konzentrationslagers intensivierten sich die wirtschaftlichen Verflechtungen zwischen den Betrieben und dem Lager immer mehr. Die örtlichen Unternehmen haben es erst ermöglicht, dass schon am 12. Juni 1933 im KZ Lichtenburg die ersten männlichen Schutzhaft-Gefangenen untergebracht werden konnten.

#HEUTEVOR90JAHREN

Gegr. 1877 **Gebr. Pötschke** Gegr. 187

Abt. I: **Stanz- u. Emaillierwerke** Abt. II: **Prettiner Eisenwerke**

Bankkonten: Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale Dresden-A 1, Konto Nr. 25122 — Reichsbank-Giro-Konto Wittenberg Bezirk Halle) — Girokonto bei der Städtischen Sparkasse Prettin

Prettin a. E.

Commerz- und Privatbank A.-G., Filiale Torga Aktieselskabet Kjöbenhavns Handelsbank, 77 Bre Kjöbenhavn K — Den norske Creditbank, Oslo — In bank N. V., Amsterdam — Postscheckkonto: Leipzig

Adresse für Bahnsendungen: Station Annaburg (Kreis Torgau) zur Weiterbeförderung nach Prettin
Anschlußgleis I für Abteilung I, Anschlußgleis II für Abteilung II (Prettiner Eisenwerke)
Telegramm-Adresse: Eisenwerke Prettin (Kreis Torgau)
Fernsprechanschluß Amt Prettin Nr. 240 — (Nachtanschluß)

P/P.

*

Prettin a. Elbe, den 10. M a i 1

(Kreis Torgau)
Postfach

11. MAI 1933
MERSEBURG

An die

R e g i e r u n g

Abteilung für direkte Steuern, Domänen und Forsten,

M e r s e b u r g

Grundstückverwaltung.

Wie wir der hiesigen Presse entnehm soll die L i c h t e n b u r g zu einem Gefangenenlager einge richtet werden.

Wir erlauben uns die höfl.Anfrage, wir uns zu wenden haben zwecks Bemühungen um Belieferung diese einzurichtenden Lagers mit Einrichtungsgegenständen für die Unt kunft der Gefangenen.

Als ortsansässige Industrie geben w der angenehmen Erwartung hin, dass wir mit einem diesbezüglich trage bedacht werden.

Wir danken für Ihre Bemühungen und sen Sie

hochachtungsvoll

Gebr. Pötsc

Herrn Roman vorgelegt.
Wer bestellt die Sachen?
Go 11/5.

Reg. umst.

Ra

Frage nach,
wo immer du Unrecht begegnest

Hannah Arendt

Frage nach, wo immer du Unrecht begegnest,
lass dir erklären das Wie, Wo und Warum!
Indem du dich einmischst, den anderen befragst,
ihn zu einer Antwort aufforderst, es dir von ihm oder ihr erklären lässt,
hast du meistens schon etwas bewirkt.
Im Dialog haben zwei über einen Sachverhalt nachgedacht,
der sonst nicht in unser reflektierendes Bewusstsein aufgestiegen wäre.

Gewonnen wird die Humanität nie in der Einsamkeit und nie dadurch,
dass einer sein Werk der Öffentlichkeit übergibt.
Nur wer sein Leben und seine Person
mit in das Wagnis der Öffentlichkeit nimmt,
kann sie erreichen.

Hannah Arendt (geb. 1906 in Hannover; gest. 1975 in New York City) war eine jüdische deutsch-US-amerikanische politische Theoretikerin und Publizistin.

Interview mit Günter Gaus: Zu Protokoll. ZDF, 1964; hier zitiert nach: Wir sind, was wir erinnern. Herausgegeben von Konrad Görg, Hartung-Gorre Verlag, Konstanz 2009.

Meine Begegnung mit Hannah Arendt

Hans-Peter Dürr

Und dann sagte Hanna Arendt zu mir,
»ich nehme dich jetzt mal als Fünfzehnjährigen und –
ja, du konntest die Lage nicht überblicken.
Aber die meisten glauben, dass sie erst schuldig werden,
wenn sie jemanden umbringen oder so was.
Nein, es fängt schon an, wenn man etwas sieht, von dem man sagt,
das ist doch nicht richtig, dagegen muss man doch etwas tun!
Und dann sagt die innere Trägheit aber:
Nein, ich habe anderes zu tun, ich kann mich nicht in alles hineinversetzen
und ich habe etwas zu erledigen
und man muss sich daran gewöhnen, so ist nun mal die Welt und so etwas.
Und nicht alles an sich rankommen lassen! Danach leben doch alle.«

Aber dieser Hinweis von ihr war wichtig,
dass es nicht unbedingt um die großen Dinge geht, sondern um die kleinen.
Und ich begriff dann, was Demokratie bedeutet
und dass man den kleinen Gefahren wehren muss, bevor sie zu groß werden
und sie dann nicht mehr in den Griff zu kriegen sind.

Prof. Dr. Hans-Peter Emil Dürr (geb. 1929 in Stuttgart; gest. 2014 in München) war ein deutscher Physiker und Essayist.

Aus einer Radiosendung; hier zitiert nach: Wir sind, was wir erinnern. Herausgegeben von Konrad Görg, Hartung-Gorre Verlag, Konstanz 2009.

Oktober 1933

Lagerkommandant Karl Otto Koch

Dresden (Sachsen)

Karl Otto Koch meldete sich während des Ersten Weltkrieges als Freiwilliger zur deutschen Armee.

Der gelernte Buchhalter trat 1931 der NSDAP und der SS bei. Im Herbst 1933 ging er nach Dresden und war dort für den Aufbau des SS-Sonderkommandos Sachsen verantwortlich.

Im Anschluss war er für den Aufbau und die Leitung mehrerer Konzentrationslager darunter Esterwegen, Lichtenburg und Buchenwald verantwortlich.

Koch nutzte seine Position als Kommandant im KZ Buchenwald, um sich immer wieder massiv am Besitz von Gefangenen zu bereichern. 1942 wurde er aus diesem Grunde entlassen und nach Lubin versetzt. Dort leitete er das Kriegsgefangenenlager der Waffen-SS. Nach dem Ausbruch von 80 sowjetischen Kriegsgefangenen fiel er allerdings in Ungnade.

1943 wurde er verhaftet und wegen dreifachen Mordes und Unterschlagung von einem SS- und Polizeigericht zum Tode verurteilt. 1945 wurde er im KZ Buchenwald hingerichtet.

#HEUTEVOR90JAHREN

Die Aufnahme zeigt Karl Otto Koch augenscheinlich in einer selbst gewählten Pose. Das Bild erzählt zugleich mehr als nur von seiner Selbstinszenierung, wenn wir das Bild zusammen mit der Täterbiografie lesen. Sein Beispiel zeigt, welche Spielräume NS-Täter*innen hatten und wie skrupellos sie diese ausnutzen – auch zum ganz persönlichen Vorteil. Das Gedenken an die Verfolgten verlangt auch nach einem nüchternen Blick auf die Täter*innen. Daher haben wir diesen Beitrag in unsere Predigthilfe aufgenommen.

IV. LITERATUR

Literaturempfehlungen

Helmut Ruppel

**Adriana Altaras: Besser allein als in schlechter Gesellschaft.
Meine eigensinnige Tante.**

Kiepenheuer & Witsch, Köln 2023, 224 Seiten, 22 Euro.

Bei allem Nachfragen in Freundschaft und Verwandtschaft – »eigensinnig« kam sehr schlecht weg! Es wohnte nahe bei »schwierig«, »komplex«, fast »unsozial«, eben »trotzig« – dabei ist Tante Jele, die 99-jährig in Italien in einem Altersheim bei Mantua lebt und mit der die 60-Jährige auch vom Leben geplagte Autorin in Berlin so oft aufs Lebhafteste telefoniert, um alle Klippen, Fallen, Nöte, Beschwerden und Glücksfälle zu bereden, eine so aufsässig-unverwüstliche, so schrille wie weise Dame, mit eigenem Sinn, dass man nicht ablassen kann, ihr zuzuhören. Warum sie nicht nach Deutschland zieht, wo doch ihre Nichte ihr näher ist und sie umsorgen könnte? Das jüdische Altersheim ist ihr zu russisch, im deutschen Heim fehlen ihr die Jüdinnen*Juden, und kochen tun alle schlechter als die Italiener*innen! Sie ist eben – eigensinnig. Deshalb: Meglio soli che male accompagnati!

Adriana Altaras' Eltern werden in ihrer Heimatstadt Zagreb antisemitisch verleumdet und aus der jugoslawischen Kommunistischen Partei verdrängt, fliehen nach Italien und von dort nach Deutschland. Die vierjährige Adriana wird von ihrer kinderlosen Tante über die Grenze geschmuggelt, bleibt zunächst bei ihr und wechselt erst später nach Deutschland, wo ihre Eltern die Jüdische Gemeinde Gießen gegründet haben. Aber diese Jahre mit der eigensinnigen Tante, die die Spanische Grippe, die Shoah, das KZ und eine norditalienisch-katholische Schwiegermutter eigensinnig

überlebt, sind die prägenden Jahre ihres Lebens: »Sie musste mich nicht erziehen, denn sie war nicht meine Mutter. Ich musste ihr nicht widersprechen, denn sie war nicht meine Mutter!«

Zu ihr wird sie immer wieder zurückkehren, sie, Schauspielerin, Regisseurin, Autorin, mit ihr die Übel des Lebens und der Welt austauschen. Und daraus ist ein Buch geworden, ohne jegliche Erzählstruktur, aber in der Bauart von »Schnitt und Gegenschnitt«, einmal erzählt die Nichte, einmal die Tante. Es ist in meiner Leseerfahrung das mündlichste Buch, das ich kenne, als habe die Autorin an ihren erzählenden Bewusstseinsstrom einen Schreibcomputer angeschlossen.

Sollte man die These ausrufen: »Besser mit einem Buch allein als in schlechter Gesellschaft!«? Es ist im höchsten Maße erstaunlich, wie ein ganzes Jahrhundert im Schlagabtausch von Klage, Trost, Widerspruch, Anfrage, Verhör, Bekenntnis, Lob, Kummer und Aufatmen zweier Menschen vor Ohren und Augen entsteht – nicht zu vergessen, mit einer Reihe nachdenklicher Witze.

»Eine Frau geht zum Rabbiner. ›Rabbi, ich habe den Wunsch, ewig zu leben.‹ ›Heirate‹, sagt der Rabbbiner. ›Und werde ich dann ewig leben?‹ ›Nein, aber der Wunsch wird vergehen.‹«

Die Bibel kennt nicht das Wort »Schicksal«, bis zum letzten Atemzug ist nichts entschieden. Die Bibel kennt »Stärke des Herzens«, Aufrichten nach dem Schlag, Wege finden, sich nicht als Opfer verstehen, innere Robustheit, im Rückblick das Leben neu deuten, an Träumen festhalten, Trotzkraft – davon erzählt das Buch. Und es endet jüdisch: »Alles ist gut. Ich verzeihe dir, Gott.«

So fremd Israel seit Jahrtausenden die Monarchie ist, so vertraut ist ihm jedoch die »Königin des Hauses«, die Mame, die am Freitagabend die Kerzen zum Schabbatmahl anzündet und so anschaulich macht, wer für den Bestand und Erhalt der Familie und des Volkes sich verantwortlich fühlt. Sie tut alles für ihre Kinder. Vor allem die Söhne. Regentin, Schutzschild, gesegnet mit emotionaler Intelligenz ist sie der Mittelpunkt der Familie – und damit Lieblingsgestalt des jüdischen Witzes: Eine Frau betritt nach langer Wanderung einen Aschram in den Anden und verlangt den Meister zu sprechen. Der aber ist in tiefer Meditation versunken. Sie wartet tagelang auf der Schwelle seines Zimmers. Einmal wird sie vorgelassen und sagt als Erstes: »Jonathan, komm nach Hause!«

Auch für Christ*innen ist die jiddische Mame wichtig, kann man doch mit ihrer Hilfe erkennen, warum Jesus Jude gewesen sein muss! »Erstens: Er lebte noch bei seinen Eltern, als er schon 30 war. Zweitens: Er glaubte, seine Mutter sei Jungfrau.

Drittens: Seine Mutter glaubte, er sei Gott.« Ich musste so beginnen, weil das Buch, das hier empfohlen wird, nichts von dem warmherzigen Mame-Bild enthält, sondern das genaue Gegenteil:

Michel Bergmann: Mameleben oder das gestohlene Glück.

Diogenes Verlag, Zürich 2023, 256 Seiten, 25 Euro.

Selbst Kees van Dongens »Maria« auf dem Titelumschlag zeigt eine herrscherlich machtbewusste Frau, durchsetzungsbereit und gebieterisch – einfach stark, großartig und erdrückend. Michel Bergmann rechnet mit ihr ab, dieser unerträglichen Mutter mit ihrer »toxischen Liebe, der Ursache für dieses Buch«. Eine kluge Leserin hat geschrieben: »Zwischen Selbsttherapie und Kaddisch« – so ist es! Er liebt sie ja, so wie sie dieses fürchterliche Leben im Internierungslager (mit Marta Feuchtwanger und Hannah Arendt) übersteht, fliehen kann und bald »nicht mehr Herrin über ihr Schicksal ist«. Sie heiratet, wird rigorose Geschäftsfrau: »Sie haben mich lang genug getreten, jetzt trete ich.« Perfekt, kaltschnäuzig, unbeliebt.

Und der kleine Michel? 1945 geboren, wird er von den Eltern in die Obhut von Nonnen gegeben, sie ziehen nach Paris, später wird er nachgeholt, sie ziehen nach Frankfurt, dort haben Jüdinnen*Juden einen »kommerziellen Vorsprung«. Eine Familie wird es nicht, seine Mutter wirft ihm vor, er sei zu klein, zu pummelig, zu unsportlich, zu unauffällig. Ach, es ist schmerzlich zu lesen, wie er mit ihr abrechnet.

Er fragt sich, ob ihr Leben ohne die Erfahrungen der Nazi-Welt ein »gutes Leben« gewesen wäre. Selbsttherapie und Kaddisch – Befreiung von ihrer atemabdrückenden Dominanz und tief empfundenes Totengebet voll Liebe und Zuneigung in einem Text? Doch, es ist möglich! Die Trotzkraft seiner Liebe kann im Epilog schreiben: »Es umarmt dich mit unendlicher Liebe und Traurigkeit dein Sohn.« Das Buch überschreitet so unbarmherzig-barmherzig eine Grenze, dass man es »fassungslos« aus der Hand legt – zum Weitergeben …

Der Verlag schenkt zwei gute Zutaten: ein langes Glossar mit den jiddischen Begriffen und auf der Schlussseite das Vaudeville-Lied »A jiddische Mame«, von Jack Yellen und Lew Pollack von 1925.

28. Februar 1933

Die Verhaftung von Hans Litten

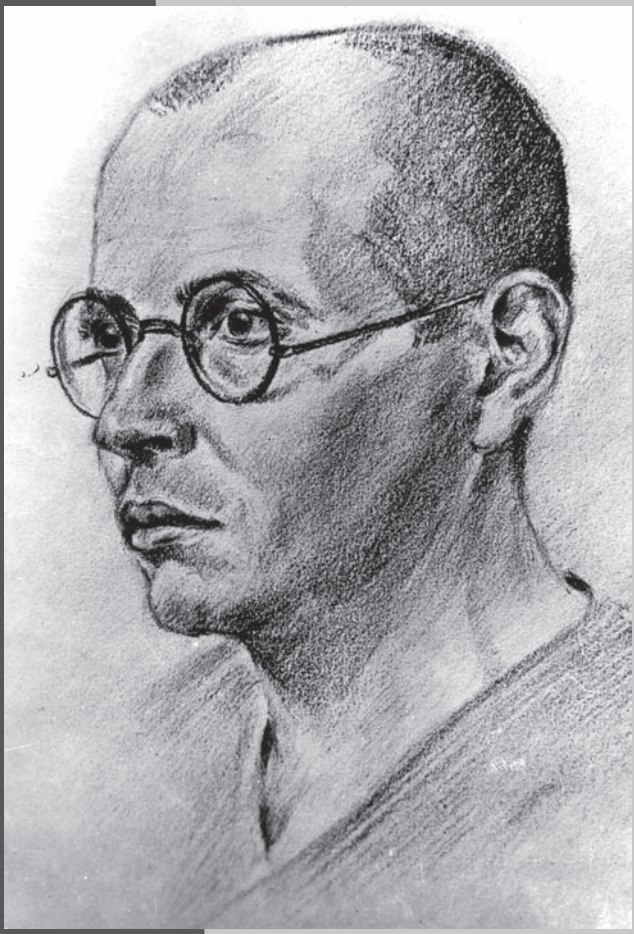
Berlin

Hans Litten wurde am 19. Juni 1903 in Halle (Saale) in eine jüdische, deutschnational gesinnte Familie geboren und wuchs in Königsberg auf, wo er sein Abitur ablegte. Hans Litten wurde christlich erzogen, wandte sich aber als Jugendlicher dem Judentum zu. Er studierte Jura und machte sich in Berlin recht schnell einen Namen als Arbeiteranwalt.

Im Mai 1931 rief er im Edenpalast-Prozess Adolf Hitler in den Zeugenstand. Ein SA-Rollkommando hatte im November 1930 das Tanzlokal Eden überfallen, das überwiegend von linken Arbeiter*innen besucht wurde. Litten trat den Beweis an, dass die gewalttätigen Übergriffe von der Führung der NSDAP organisiert und mitgetragen waren. Hitler wurde durch Litten im Prozess blamiert und in die Enge getrieben.

Bereits am 28. Februar 1933 wurde Hans Litten verhaftet. Sein Haftweg führte ihn vom Gefängnis in Spandau über die Konzentrationslager Sonnenburg, Esterwegen, Lichtenburg und Buchenwald in das KZ Dachau, wo er sich, von den dauerhaften Misshandlungen gezeichnet, am 5. Februar 1938 das Leben nahm.

#HEUTEVOR90JAHREN



Kollektenbitte

FÜR AKTION SÜHNEZEICHEN FRIEDENSDIENSTE

Lebendige Begegnungen mit Jüdinnen*Juden, gemeinsames Lernen und tatkräftiges Engagement in jüdischen Sozialprojekten oder bei der Pflege jüdischer Friedhöfe sind Herzensanliegen von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste*. Dabei eröffnet die Anerkennung von Unrecht und Schuld Wege für Begegnung und Verständigung.

In diesem Jahr leisten über 160 Freiwillige in elf Ländern ihre Friedensdienste mit *Aktion Sühnezeichen*. Sie erfahren in ihrem Alltag ganz unterschiedliche jüdische Lebensrealitäten in Europa, Israel und den USA. Sie lernen so mehr über jüdische Geschichte, Kultur, Religion und manche erlernen sogar Hebräisch oder Jiddisch.

Die Freiwilligen halten in Museen und Gedenkstätten die Erinnerung an die Opfer der Shoah wach. Sie unterstützen in liebevoller Zuwendung Überlebende der nationalsozialistischen Verfolgung und ihre Angehörigen. Sie begleiten – vielerorts über jüdische Sozialeinrichtungen – Menschen, die auch heute unter Ausgrenzung und Unrecht leiden. Erfahrungen, die ein Leben lang prägen, verbinden und wirksam sind: Freiwillige setzen aktiv Zeichen gegen Antisemitismus und andere Formen von Menschenfeindlichkeit.

Mit Ihrer Gabe und Ihrem Gebet stärken Sie dieses Engagement und ermöglichen lebensprägende Begegnungen.

Herzlichen Dank!

Ihre Jutta Weduwen
Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste

DZI Spenden-Siegel

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 / BIC: BFSWDE33XXX
(im April 2023 geänderte Kontodaten)

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon +49 30 28395-184 | Fax +49 30 28395-135
asf.de | asf_ev | asf_ev | www.asf-ev.de
Spendenkonto: IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33XXX (im April 2023 geänderte Kontodaten) | Bank für Sozialwirtschaft Berlin

Redaktion: Jutta Weduwen (verantwortlich), Marie Hecke, Thomas Heldt, Matthias Loerbroks, Angelika Obert, Gabriele Scherle, Matteo Schürenberg, Lorenz Wilkens
Gestaltung: Anna-Maria Roch | **Druck:** Druckerei Dülmen
Auflage: 1.800 Stück | Ausgabe: September 2023

Bild- und Fotonachweise

Titelbild und Seite 53: Sammlung Gedenkstätte KZ Lichtenburg, Prettin
Seite 9: Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat [»Reichstagsbrand-verordnung«], 28.02.1933, Reichsgesetzblatt 1933, Teil 1, S. 83
Seite 11: Porträtfotografien, Privatbesitz Hanna Elling 1984
Seite 26: NS-Dokumentationszentrum Rheinland-Pfalz/Gedenkstätte KZ Osthofen
Seite 28/29: ASF/Karel Cudlín
Seite 32: Privat
Seite 36/37: Schaufahrt durch Karlsruhe – hier vor dem Rathaus, Stadtarchiv Karlsruhe 8/Alben 5/32
Seite 39: Archiv DZOK Ulm, A 339
Seite 42: Archiv DZOK Ulm, Album 14-11
Seite 45: Schreiben Firma Gebr. Pötschke, 10.05.1933, Stadtarchiv Prettin
Seite 48: Bundesarchiv, R 9361-III 100479, Karl Otto Koch
Umschlagrückseite: Nick Spratling

Foto auf Umschlagrückseite: Die ASF-Freiwillige Clara Sophie Burger bei einer Baumpflanzung in Erinnerung an jüdische Kinder, die vor der Shoah nach Großbritannien flüchteten. Sie leistete 2022/23 ihren Dienst bei der *Association of Jewish Refugees* in London.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

IHRE HILFE KOMMT AN! BITTE UNTERSTÜTZEN SIE UNS.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten, um …

… junge Menschen zu motivieren, gegen Judenfeindschaft, Rassismus und Rechtsextremismus einzutreten.

… Überlebenden der Shoah und NS-Verfolgung zuzuhören und ihnen durch kleine Gesten den Alltag zu erleichtern.

… einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft zu leisten, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

GESCHICHTE(N) ERLEBEN – VERANTWORTUNG ÜBERNEHMEN

Als ASF-Freiwillige*r für ein Jahr ins Ausland gehen – jetzt bewerben!

Interessierte können sich in der Regel **bis zum 1. November** für einen Freiwilligendienst im Ausland mit ASF unter www.asf-ev.de bewerben.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95-184 | Fax -135 | asf.de | asf_ev | asf_ev

Spendenkonto: IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33XXX
(im April 2023 geänderte Kontodaten) | Bank für Sozialwirtschaft Berlin